

Rauchwerk verboten.

Der Schwesternborn.

Eine Nigi-Sage von F. von Stengel.

1. Der Schwur.

ort, wo der Nigi sich in den grünen Wellen spiegelt, auf der felsigen, waldbewachsenen Landspitze zwischen Binnau und Gersau, die weit hinausragt in den See der Waldstätte und im Volksmunde „die Nase“ heißt, stand einst ein großes, schmuckes Gehöft; das langgestreckte Wohnhaus mit dem steinbeschwerten Schindeldach, daneben die geräumigen Stallungen, aus mächtigen Stämmen gezimmert, zeugten von dem Wohlstande des Besitzers, des über die Grenzen des Gaues hinaus wohlbelannten und geachteten Vater Born, der in wilder, sturmbelegter Zeit treu zu den Eidgenossen hielt, in Rath und That einer der Ersten und Wackersten.

Doch still lag heute das Haus, wie es einer Trauerstätte ziemt, wo schuhlose Mädchen walteten, zumal in Tagen des Schreckens und allgemeiner Noth, da Jeder über eigenes oder Freundesleid zu klagen Ursache hatte. Vater Born war todt, gefallen als Opfer der fremden Gewaltthaber, die ihn wegschleppten von Haus und Kindern und in enger Kerkerhaft elend sterben ließen. Doch lebte er fort im Gedächtniß der Eidgenossen, beweint von Hunderten, die auf ihn vertraut hatten als treuen Berather und Helfer in manch schwerer Stunde; denn das neue Jahrhundert, das vierzehnte, hatte begonnen, wie das alte geschlossen, mit Mord und Blut, Feuer und Schwert. War auch der gefürchtete Kaiser todt, schlimmer noch hausten seine Knechte, und schwerer als zuvor lastete der Druck auf den Schweizer Gaue.

Am Hause am See schaltete die kluge Otrud, Born's älteste Tochter; umsichtig und verständig hielt sie Ordnung über das Gehöft unten und die Semerei auf der Nigi-Waid, gebietend wie einst der Vater, gefürchtet und verehrt, wie er. Ihr zur Seite stand die sanfte Mechthild, die doppeltes Leid trug: um den Vater und um den Verlobten, der durch die Hand des Oesterreichers gefallen war, als er den Vater der Braut damals vertheidigte. Ihre Sorge vereinten die Weiden um Elsbeth, die Schwester, die nie die Mutter gekannt hatte, und nun, im sechzehnten Lenze stehend, heranblühte zu feltener Schönheit und Anmuth, des Hauses Stolz und Zier.

Abend war es im Hochsommer. Das Ave-Läuten klang von der Kapelle unten am See-Ufer herauf. Otrud Born stand vor der Hausthür. Sie war eine große, kräftige Gestalt mit etwas herben, männlichen Zügen und entschlossener Haltung, eine echte Tochter der Berge und des Sees; schön mochte sie wohl nie gewesen sein, auch hatte sie bereits die Dreißig erreicht, aber klug sah sie aus, muthig und unbegreifbar, dennoch entbehrte ihr Blick nicht der Güte und Milde.

Doch jetzt schien sie ernst und sorgenvoll, dabei streng, und dieser Ausdruck wich auch nicht von ihr, als die Hofthür aufgestoßen ward und Elsbeth hereintrat. Gar lieblich sah das Mädchen aus in der kleidsamen Tracht, die heute noch die Leute des Luzer-

ner Cantons tragen, im Schmuck ihrer blonden Köpfe, die weit über das Nieder auf den dunkeln Rock herabfielen. Die feine, zarte Gestalt erinnerte in nichts an die Schwester, und das rosige Gesichtchen mit den Berggymnast-Augen konnte wohl nur lächeln im Jugendfrohsinn.

Otrud rief: „Elsbeth!“

Gebieterisch klang der Ton, Elsbeth kannte ihn wohl, trotzdem er nur selten ihr galt, er bedeutete nichts Gutes; sie gehorchte, eilends den Hof durchfliegend, und folgte der vorangehenden Schwester in die Stube, wo Mechthild am Spinnrocken saß.



Ortrud durchschritt, immer noch schweigend, die Stube und ließ sich auf dem steifen Sessel am großen Kachelofen nieder, — des Vaters Platz war es einst, — winkte Elsbeth zu sich auf den Schemel zur Seite, wo diese meist zu sitzen pflegte.

„Woher kommst Du?“ fragte sie ernst.

„Vom See,“ antwortete Elsbeth schüchtern.

„Was hast Du dort zu thun?“ forschte Ortrud.

„Muscheln wollte ich sammeln, drunten in den Höhlen am Felsen unter der Nase.“

„Wo sind die Muscheln?“ zeig' sie mir, ich seh' sie gar gern.“ Durch die Aufforderung Ortruds klang leiser Spott.

Verlegen suchte Elsbeth in den Taschen ihrer Schürze.

„Du hast wohl keine gefunden?“ spottete Ortrud.

„Ich glaub' es schon. Hattest keine Zeit dazu. Sag' mir lieber: wen hast Du gefunden am See?“

Glühend stieg das Roth in Elsbeths Gesicht auf, und verlegen barg sie es in beiden Händen.

„Wer Recht thut, braucht das Licht nicht zu scheuen,“ sagte Ortrud streng. „War's nicht der Vogtsohn, der Junfer Konrad?“

Elsbeth schwieg.

„Antworte! War er's?“

„Ja,“ flüsterte Elsbeth.

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen in der Stube, nur ein leises Stöhnen, das aus Mechthilds Brust hervorbrach, war vernehmbar. Dann sprach Ortrud: „Kind, wie kommst Du zu dem Oesterreicher, Du, Vater Born's Tochter? Hab' ich Dich dazu großgezogen, Dein junges Leben zur Schande?“

„Schwester, verzeih!“ flehte Elsbeth.

„Erst muß ich wissen, was ich verzeihen soll,“ war die harte Antwort. „Wie kommst Du zu Dem, er zu Dir?“

Elsbeth zögerte und warf einen flehenden Blick auf Mechthild, die sich erhoben hatte und jetzt neben sie trat.

„Laß mich erzählen, Ortrud, Du schreckst das Kind,“ sagte sie mild. „Ich trage die Schuld, ich allein.“

Erstaunt sah sie die Andere an; wohl war sie gewohnt, daß Mechthild stets einschränkt, wenn sie selbst zum Strafen bereit war, aber hier begriff sie nicht.

„So rede! Warum hast Du's nicht früher gethan, muß der Knecht mich erst warnen, wenn Unheil dem Hause droht?“ schalt sie streng.

„Unheil! Das verhüte Gott!“ beschwichtigte Mechthild. „Aber höre. Beim Engelberger Fest, — Du weißt, Elsbeth und ich, wir waren ja dort bei der Muhme, da wird es wohl gewesen sein, wo Der das Kind zuerst sah. Unter dem vielen Volk, das zur Wallfahrt zusammengeströmt, war auch er mit anderen Fremden. Beim Hochamt muß er Elsbeth bemerkt haben, denn nachher bei den Krambuden, wo wir um einen Rosenkranz handelten, drängte er sich zu ihr und flüsterte ihr in's Ohr. Sie ward roth bis unter's Haar und zog mich ängstlich fort, und lachend rief er: „Ich finde Dich schon wieder, schönes Maidli!“ Mir lochte es im Herzen vor Scham, alle Leute schauten auf uns. Das ist Alles. Warum hätte ich Dir's erzählen sollen, Du hast Anderes genug im Kopfe.“

„Es ist nicht Alles, Elsbeth, sprich,“ forschte Ortrud rasch.

„Rein, nicht Alles,“ sagte Elsbeth leise. „Ich kann nicht lügen. Gott helfe mir! Abends führte mich die Muhme zum Tanzplatz, dem Reigen zuzusehen, nicht mitthun wollte ich ja, nur sehen. Mechthild blieb bei den Kindern im Haus, sie war so müde vom Morgen. Wir sahen eine Zeitlang zu; mich zog der Tanz nicht, bald wollten wir wieder gehen, da stand der Vogtsohn auf einmal neben mir, ich weiß nicht, woher er kam, aber er faßte mich an der Hand und zog mich fort in die Reihe zum Tanze. Ich kann nicht sagen, wie mir geschah, ganz ohne Willen war ich, ich hörte nur, wie die Muhme mir zuflüsterte: mein Weigern bringe sie und uns um Haus und Hof. Was sollte ich thun, es blieb keine Zeit zum Wählen. Er wahrte auch nicht lange, der Reigen, und die Mädchen schwangen sich ja Alle mit den Fremden. Wohl wußte ich, daß es nicht Recht war, und hätte es gewiß Schwester Mechthild erzählt, aber die Muhme hieß mich schweigen.“

„Und das Stellbildein habt Ihr verabredet? Wie oft schon war er da, es ist lange seit dem Fest?“ fragte Ortrud mit bebender Stimme.

„Rein!“ rief Elsbeth. „Er hat mich gefunden, ich weiß nicht wie, heute zum ersten Male! O, Schwester, es ist kein Arg dabei, er ist gut.“

„Schweig!“ herrschte Ortrud. „Gut! So sind sie Alle, bis sie Schande über Dich gebracht! Mechthild, warum hast Du mir verborgen, was Du gesehen? Schon das war genug! Born's Tochter und der Oesterreicher, der Vogtsohn, der Luzerner! Weißt Du nicht, daß die Eidgenossen allerwärts davon reden? Elsbeth, Kind, was hast Du über uns gebracht!“

In der Erregung war sie aufgestanden und ging nun mit großen Schritten in der Stube auf und nieder,

während Elsbeth sich weinend an Mechthilds Brust gesüchtet.

Endlich trat Ortrud wieder zu den Beiden, und Elsbeths Hand ergreifend, sagte sie: „Du hast ihn abgewiesen, wie sich's ziemt? Ja?“

Elsbeth schwieg.

„Nicht? Den Oesterreicher!“

„Er hat mir nichts zu Leid gethan.“

„Er ist der Feind!“

„Ich kann ihm nicht gram sein!“

„Bist ihm am Ende gar gut,“ sagte Ortrud schneidend herb.

„Ich kann nicht anders; o Ortrud!“ flehte Elsbeth.

Mechthilds Arm löste sich von dem Mädchen, bleich vor Entsetzen wich sie zurück. Aber Ortrud faßte das Kind mit beiden Händen und zog es mit sich in die Ecke des Zimmers, wo ein großes, holzgeschnitztes Kreuz hing, vor dem die Hausgenossen des Morgens und Abends ihr gemeinschaftliches Gebet sprachen. Es war gar alt und wurde in der Familie hoch heilig gehalten.

„Bist Du ihm gut? Sag' es hier!“ befahl Ortrud.

„Ist's wahr?“

„Ja, ich kann nicht anders!“ schluchzte das Mädchen.

„Gott helfe Dir und uns!“ stöhnte Mechthild.

Aber Ortrud sprach, — ernst und feierlich klang jedes Wort: „Knie nieder, Elsbeth, und höre, was ich Dir sage: der Feind Deines Volkes, der Mordgeselle derer, die Deinen Vater tödteten, hat sich eingeschlichen in Dein argloses Herz. Du siehst die Gefahr nicht, weil Du sie nicht kennst. Du glaubst seinen gleichnerischen Worten, die wären sie auch lautere Wahrheit, Dir nur Schande bringen könnten, denn nimmer gestattet die stolze Sippe der Oesterreicher ein ehrlich Bündniß mit der Bauerndirne, der Eidgenossen-Tochter, sollte die auch vergessen, wer ihr den Vater gemordet. Darum reiße aus Deinem Herzen die giftige Saat, noch ist es Zeit, Gott hilfst Dir, sprichst Du nur den Schwur, den ich Dir vorsehe. Thust Du's nicht, so hörst Du auf, der Born Tochter zu sein, und keiner der Unrigen wird Dich mehr kennen. So sprich denn nach jegliches Wort. Ich will es.“

Zitternd lag Elsbeth auf den Knien; der Arm der Schwester hielt sie fest, sonst wäre sie umgesunken, ihre Kraft war dahin. Mit bebender Stimme sprach sie die Worte nach, den graufigen Schwur:

„Vor dem Bilde des Erlösers, bei dem Blute, das der österreichische Frevel vergossen, bei dem Leide, das er über die Heimath gebracht, bei der Seele meines gemordeten Vaters, bei der Rache, die gen Himmel schreit, bei meiner Seele, die in Ewigkeit keine Ruhe finden soll, wenn ich den Schwur breche, schwöre ich mich los von dem Vogtsohne; keinen Theil will ich haben an ihm, weder in Gedanken, noch in Wort, noch in That, es sei denn im Hass. Ihn zu meiden auf all' meinen Wegen, gelob' ich, lieber zu sterben, als daß seine Hand mich berühre, sein Auge dem meinen begegne! Ich schwöre es, so wahr mir Gott gnädig!“

Langsam sprach Ortrud jedes Wort, wartend bis Elsbeth ein jedes nachgesprochen. „Amen!“

„Amen!“ wiederholte jetzt auch Mechthild, eingedenk ihres eigenen schweren Leides.

Dann hoben sie die Schwester auf, die bewußtlos umgesunken war, und trugen sie hinweg in die Kammer.

2. Die That.

Spätsommer war es geworden. Frühmorgens hatte Ortrud das Haus verlassen, dem kranken Sonnenweib den Heiltrank zu bringen, den sie mit kundiger Hand zu bereiten wußte nach der alten Weise der Urahn, die sich fortgeerbt bei den Frauen des Hauses. Mechthild und Elsbeth saßen unterdessen bei der Näharbeit in der Laube, wo die Luft erfrischend vom See her wehte und kühler Schatten erquickte.

Elsbeths Wangen waren bleich geworden, zarter die Gestalt und schmaler das liebliche Gesichtchen; die blauen Augen blickten traurig, und aller Frohsinn war von ihr gewichen. Sie schien müde, und oft feierte ihre Hand; sie schaute über die See in die Ferne, als suche sie dort nach ihrem verlorenen Glück. Ein Kahn fuhr jetzt über den See und näherte sich der Bucht bei der Nase. Zwei Jährleute ruderten; des einen hohe Gestalt, die aufrecht im Bote stand, kannte Elsbeth nur zu gut, er kam gar oft über den See und schaute aus nach der Muschelsammlerin von jenem Abend. Ist er denn tren? Der Feind! der Oesterreicher! Hat Ortrud sich geirrt? Ist er allein nicht falsch? Elsbeth hat das längst gewußt: er ist kein Verführer, kein Schurke, mögen's Alle sein, er nicht. Nicht einmal den Kuß nahm er ja mit Gewalt, den sie ihm damals verweigert; wäre er so schlecht, er hätte ihn doch genommen! Warum hat sie es ihm doch gewehrt, es war ja so kurz, das Glück; laum wußte sie, daß es Glück war, erst Ortrud hatte es ihr entdeckt mit ihrem furchtbaren Schwure, der auf ihr lag wie eine Bergeslast.

Jetzt sah sie den Kahn nicht mehr, er mußte ganz

nahe dem Ufer sein. Tief seufzte sie auf; o daß sie hinunter eilen dürfte, nur einmal noch!

„Laß mich hinaus, Mechthild, es ist so schwül hier,“ bat sie, „ich will nach Ortrud sehen.“

Mechthild sah auf; das bleiche Kind that ihr so leid, sie nickte. „Geh, aber bleibe nahe beim Hofe,“ mahnte sie.

Schon war Elsbeth draußen. Sie wußte selbst nicht, weshalb sie ging, nicht, um nach Ortrud zu sehen, gewiß, aber auch nicht hinab zur Bucht wollte sie, das verhüte Gott, und der schreckliche Schwur!

Langsam entfernte sie sich vom Haus, Mechthilds Mahnung vergessend, zwar in der Richtung, woher Ortrud kommen mußte, aber statt des oberen Pfades, nach den Wiesenmatten, schlug sie den anderen ein, der längs des mit Gestrüpp bewachsenen Abhanges sich hinzieht, über die Nase gegen Serfau. Schmal war der Weg und steinig, stellenweise kaum breit genug, um einem Begegnenden auszuweichen. Ein paar Hundert Schritte vom Gehöft entfernt zweigte er sich nochmals ab, hinunter an den See; Stufen, in die Felswand gehauen, ermöglichten den Abstieg zu jenen Höhlen, welche das Wasser in tausendjähriger Arbeit ausgewaschen hatte.

Hier blieb Elsbeth stehen. Einen Augenblick schien sie zu zögern; ein innerer Drang trieb sie hinunter, doch sie folgte nicht. Sie ließ sich an der Bergseite des Pfades auf dem grasigen Fleck nieder, als erwarte sie die Schwester, die von oben kommen mußte, aber sie dachte nicht an Ortrud, sondern an den Kahn und dessen Lenker.

Da schlug ein Rascheln an ihr Ohr, ein Knistern des Gesträuches. Erschreckt sah sie auf. Vom Abhange herauf bewegte sich etwas; eine weiße Feder ward sichtbar, ein grüner Hut, dann eine jugendliche Männergestalt. Der Vogtsohn, Junfer Konrad! Er war es. — Angst, Entsetzen, noch etwas Anderes, das sie nicht begriff, lähmten Elsbeths Glieder für einen Augenblick. Dann aber sprang sie auf, dem Hause zustiehend. Doch wie Blei lag es auf ihr; sie kam nicht vorwärts, und der Andere war an ihrer Seite, ehe sie zwanzig Schritte gelaufen. Sie fühlte ihn, wie sie seinen Kuß hörte. Ihr schwindelte, ihr Fuß strauchelte, und sie wäre gefallen, hätte nicht ein starker Arm sie gehalten. Wehrlos, halb bewußtlos lag sie an seiner Brust, aber doch wie geborgen in seligem Glück.

„Elsbeth, mein Lieb, sprich, was hab' ich Dir gethan, daß Du mich fliehst? — Glaubst Du mir nicht? Siehst Du denn nicht, daß ich Dir treu bin? Meinst Du, Lieb' und Treu seien nur in Deinen Bergen zu Haus? — Elsbeth, ich hab' es geschworen, bei meiner Ehre, bei meinem Namen, Du sollst mein sein, meiner und Deiner Sippe zu Troste, und müßt' ich Dich mit meinem Herzblut erkaufen, — wenn Du mir nur gut bist. Und Du bist's, sag' es selbst, ich seh's an Deinem Blick.“

Wortlos lag sie in seinem Arm, gebannt von einem wunderbaren Zauber. Leise flüsterte er Liebesworte, um das eine stehend, das beseligende Ja. Aber sie blieb stumm.

Nathlos schaute er um sich: hier auf dem offenen Pfad konnten sie nicht bleiben; da unten am Ufer waren sie geborgen, dahin mußte sie ihm folgen.

„Komm, Elsbeth, komm!“

Sie widerstrebte, da umschlang er sie fester und hob sie auf mit starkem Arme. Das brachte sie zum vollen Bewußtsein. Laut schrie sie auf, daß es an den Bergen wiederhallte, und der Schrei weckte einen zweiten, wie ein doppeltes Echo.

Ortrud war es, die von dem Berge herabstürzte in gewaltigen Sähen, den derben Alpenstock schwingend; ein Wunder war es, daß sie heil den Pfad traf und nicht weit drüber hinaus sprang, über den Abhang in den See.

„Halt!“ rief sie. „Mädchenräuber! Schmach über Dich!“ Schon ergriff sie ihn am Arm und hielt ihn fest mit eiserner Hand. „Laß sie los! Elsbeth, her zu mir!“

Er hatte das Mädchen niedergestellt, aber seine Linke umschlang sie fester, und Elsbeth machte keine Bewegung, um der Schwester zu gehorchen, deren plötzliches Erscheinen sie vernichtet hatte. Gleich der Verkörperung des unseligen Schwurs, den sie gebrochen, stand Ortrud vor ihr.

„Laß sie!“ rief der Vogtsohn, „sie ist mein, mein Weib soll sie sein, ich schwör's!“

„Schwör's tausend Mal, Verführer! Falsch seid Ihr Alle! Berruchte Feiglinge!“

Glühend stieg es auf in Konrads Antlitz. „Wärst Du kein Weib, das verlangte Blut!“ Dabei griff er unwillkürlich nach dem kurzen Schwert an seiner Seite.

Elsbeth sah die Bewegung, und aus ihrer Starrheit auffschreckend, flehte sie: „Konrad, Konrad! sie ist meine Schwester! — Ortrud, ich bin ja Dein!“

„Mein bist Du, Elsbeth, sag' auch das!“ rief er. „O Gott! es darf ja nicht sein!“ stöhnte sie. „Laß mich!“

„Nein, mein bist Du!“ wiederholte er mit steigender Leidenschaft.

„Schweig, Beshörer!“ herrschte Ortrud, „Elsbeth, her zu mir! oder, bei Gott —“

Zwischen die Beiden drängte sie, im vergeblichen Veruche, sie zu trennen; Konrads Rechte aber stieß sie heftig zurück, fast wäre sie wankend den Abhang hinabgestürzt, und nur dem kräftigen Alpenstocke dankte sie, daß sie wieder festen Fuß faßte.

Außer sich vor Empörung über seinen Widerstand, über ihre Ohnmacht und Elsbeths Schwäche, schwang sie jetzt zornig über den Stock über seinem Haupte, — wenn er fiel, traf er tödlich.

Konrad kam ihm zuvor: wie ein Blitz fuhr das Schwert aus der Scheide, sein Strahl zuckte in der Luft, — doch das Holz zersplitterte er nicht, es sank harmlos zu Boden, abgewendet durch Elsbeths Hand, welche, der Schwester Leben bedroht sehend, sich Konrads Arm entriß, zwischen Beide warf und den Streich mit ihrem Arm aufhielt, — zu spät, denn er traf sie selbst. Mit lautem Beheruf sank sie gegen das Nech.

„Mörder!“ schrie Ortrud auf, und zu Elsbeth stürzend, stieß sie ihn, der sich über die Blutüberströmte gebeugt, mit fast übermenschlicher Gewalt zur Seite, so daß er rücklings strauchelte, am jähen Abhange ausglitt, in unaufhaltsamem Sturze hinabschleuderte, vergebens an Busch und Gestrüpp einen Anhalt suchend und mit gellem Schrei in den hochaufliegenden Wellen des Sees verschwand.

Zwiefach gab das Felsen-Echo den Todeschrei zurück. Ortrud stand vernichtet, starren Auges schaute sie in den See, — das hatte sie nicht gewollt!

Aber Elsbeth richtete sich auf. „Konrad, Konrad! Ortrud! Du hast ihn getödtet!“ Vorwärts warf sie sich, ihm nach, und hätte Ortrud sie nicht gewaltsam gehalten, sie wäre ihm nachgestürzt in die Tiefe, von wo kein Hülfesruf mehr, nur noch der mächtigere Wellenschlag herauf tönte.

Gegen Ortruds Kraft vermochte sie nichts; gebrochen, wie schwaches Rohr sank sie zusammen, und unaufhaltsam entströmte das Blut der Schulterwunde.

In Ortrud erwachte die Heilkundige: rasch loderte sie das Nieder und riß das Hemd auf. Eine breite Wunde ward sichtbar, grauenhaft anzusehen in dem zarten Fleische des Kindes, aber der sichere Blick und die sanft tastende Hand Ortruds fand bald, daß sie nicht gefährlich war. Sie stillte das Blut, machte einen nothdürftigen Verband aus dem Linnentuche, mit dem sie sich gegen die Sonne geschützt, und dann schickte sie sich an, die jetzt Willenlose heimzutragen. Da fiel ihr Blick auf das im Sonnenlicht funkelnende Schwert, das Konrads Hand entfallen war. Schauernd stieß sie es mit dem Fuße von sich, dann aber, sich besinnend, hob sie es auf und schleuderte es mit kühnem Schwunge weit hinaus in den See. Nun erst nahm sie Elsbeth auf und trug sie heimwärts. —

Unter der Hofthür stand Mechthild. Abwehrend gebot Ortrud der Erschrockenen Schweigen. „Ruf den Knecht,“ sagte sie, „geh' rasch, ich Sorge für das Kind. Komm in's Haus mit dem Alten.“

Ihr reger Geist hatte bereits Alles bedacht; keine Folge der unseligen That blieb ihr verborgen, und ihr künftiges Handeln stand klar vor ihrem Auge, aber dennoch bedurfte sie der Zustimmung der Schwester und des treuen Knechtes. Als daher Elsbeth besorgt und sanft gebettet in der Kammer lag, trat sie in die Stube, wo die Beiden ihrer harreten, und mit wenigen Worten, aber klar und anschaulich, ohne zu beschönigen oder zu verschlimmern, berichtete sie Alles.

„Das that Gottes Hand,“ sagte Mechthild, „die Deine war nur das Werkzeug,“ und der Alte stimmte bei.

„War der Vogtjohn vielleicht einer der Besseren unter den Oesterreichern, wenn's je solche giebt, kaum kann ich's glauben,“ meinte er, „so büßte er die Schuld der Andern und das, was sie an Euch vergangen. — Doch Eures Bleibens ist nicht hier. Flieht, noch heute. Er kam nicht allein, ich hab' seinen Kahn gesehen, drunten lag er in der Bucht, sein Bube wartet auf ihn, und der weiß, wach' Wild sein Herr zu jagen kam. — Wehe Euch, wenn man die Spur findet!“

Ortrud wußte das wohl. „Doch Eins noch,“ sagte sie, „vielleicht gelang es ihm, sich zu retten. Geh', kundschafte es aus.“

„Glaubt es nicht,“ entgegnete der erfahrene Mann, „ich kenn' den See. Und so oder so, nur in der Flucht ist Euer Heil.“

Er hatte Recht. An der Stelle, wo jener hinabgestürzt, wo das geknickte Gestrüpp und die Blutspuren auf dem Rasen zu Verräthern wurden, traf er den Buben, der jammern nach seinem Herrn suchte, dessen Hut ihm der See zugetragen, da er im Kahne saß. Wehlagend rief er die Rache des Himmels herab, drohend mit der blutigen des Vogtes, fluchend den Mördern, den Schwestern Vorn, „denn nur sie haben die That verübt oder bestellt!“ —

3. Die Sühne.

Dunkle Nacht deckte den See und das Gestade, schwarz lag der Berg, aus zerrissenen Gewitterwolken brach nur dann und wann ein heller Mondstrahl, während grelles Wetterleuchten über den Engelberger Höhen zuckte. Zur Flucht bereit, verließen Vorn's Töchter das Vaterhaus. Elsbeth saß auf dem sicheren Maulthier, sorglich durch weiche Kissen gestützt, Ortrud und Mechthild gingen ihr zur Seite, der treue Knecht leitete das Thier. Nur wenig vermochten sie mit sich zu nehmen aus dem Hause, dessen Untergang sie im Geiste sahen; unter dem Benigen aber befand sich das alte Familienheiligthum, das Kreuz, vor dem Ortrud die Schwester den Schwur hatte sprechen lassen.

Schweigend stiegen sie aufwärts in die menschenleere Einöde der Rigi-Wald. Zuerst über reiche Matten, dann über Geröll und Gestein; im Bette des Wildbuchs jetzt, nun in dunkler Schlucht, dann wieder hoch oben über dem Abgrunde auf schwindelndem Felsenkamme, immer die begangenen Pfade meidend. Hätte nicht ein frischer Ost das Gewölk zerstreut, nie hätten sie ihr Ziel erreicht im wilden Gellüste des Berges.

Hoch oben lag es, fast dem Kulme nahe, dort, wo der Berg hinausschaut über das Luzerner Gebiet, in's offene Land, wo der laue Südwind über die Halde freist und der Rigi-Rothstock den Ost auffängt, wo der Tannenwald im Felsengrunde wurzelt, die Granitblöcke sich zur Schlucht zusammen schließen, und der kalte Quell aus dem Gesteine bricht, dem durstenden Sennen zur Labung. Da rasteten sie.

Bald war die Ruhestätte bereitet, und das Feuer loderte auf unter dem Felsenschuh. Elsbeth lag daneben auf weichem Moose, Mechthild und der Knecht saßen schweigend dabei. Nur Ortrud suchte keine Ruhe.

Sie durchschritt sinnend den Tannenwald, kaum achtend, wohin sie ging. Das Unheil, das sie über die Schwestern gebracht, drückte sie schwer, nur sich klagte sie an als die Ursache; Elsbeths Schuld, die ihr so groß erschienen, nannte sie jetzt keine mehr, nur sie hatte gefehlt, nur sie allein, und die Andern litten durch sie, das nagte an ihr mit scharfem Zahne.

Jetzt stand sie, aus dem Tannendunkel tretend, auf einer freien, überhängenden Klippe; weit reichte ihr Blick hinab in's offene Land.

Abend war es, Nebel stiegen aus der Tiefe auf, zogen an den Bergen hin, jenseits des Sees, hoch oben verdunstend im rosigen Glühen der Sonne, wunderbare Gestalten und Bilder hervorzaubernd vor dem Auge Ortruds; tiefes Schweigen herrschte überall, nur der Wind rauschte in den tausendjährigen Tannen.

Lange stand Ortrud, erfüllt von einem ehrfurchtsvollen Schauer; der Friede der unentweichten Einsamkeit beruhigte ihr stürmisch bewegtes Herz. Allmählig klärte es sich auf in ihrem Innern, auch da zerslossen die Abendnebel in rosigen Glühen. Sie sah, was sie gethan, mit andern Augen, und wie sie es sah, so rief es nach Sühne. Aber nicht der Stoß, den nur ihre Hand vollführt, war es, der nach Genugthuung verlangte, wohl aber der Schwur, jenes vermessene, graufige Wort, das die Seele des Kindes für Zeit und Ewigkeit belastete, des Kindes, das zu lieben wie ihr Leben sie einst der sterbenden Mutter gelobt.

Aber sie sah auch die Sühne. Sie stand vor ihr als thätiges, wohlthuendes Wirken fern ab von der Welt, in der hehren Einsamkeit der Berge. Die arme Hütte schaute sie, wo sie dem Sennen das Glied heilt, das er bei allzukühnem Sprunge gebrochen, das Weib, dessen fiebernde Stirn ihr Trank kühlt, und das Kind, das ihre pflegende Hand der Mutter erhält. — Und im feierlichen Gelöbniße versprach sie laut, zu thun, wie die Stimme ihres Innern sie mahnte, und der Nachtwind trug die Worte mit sich über die Rigi-Höhen, und die Tannen wiederholten sie in ihrem Rauschen. —

Haus und Hof Vater Vorn's ging auf in Rauch und Flammen; schredlich hauste der Vogt an Hab' und Gut der Schwestern, nach denen er vergebens jahndete, denn Niemand verrieth deren Zufluchtsort, trotzdem er bald keinem Sennen mehr fremd war. Unmöglich war die Heimkehr, an die Ortrud für die Schwestern stets dachte, denn fern lag ihr, diese in die Einöde zu fesseln, gar Elsbeth, die täglich bleicher und zarter wurde und dahin schwand wie ein Schatten. Mit Bangen sahen es Ortrud und Mechthild, — da half kein lindernder Trank, kein kräftiges Bergwasser; wie der Eishauch die Blume tödtet, so tödtete das Leid Elsbeth. —

Am Felsen, beim kühlen Quell, betteten sie sie in die tiefe Erde, und auf den Hügel steckten sie das Kreuz, vor dem das frohe Kind den Schwur gesprochen.

Aber Mechthild blieb treu bei Ortrud, auch für sie gab es kein Sehnen mehr nach der Heimath.

Jahr um Jahr, gar lange Zeit wirkten sie vereint auf dem Berge, und weithin drang die Kunde von den Schwestern Vorn am kalten Quell auf der Rigi-Wald, dessen Wasser Heilkraft erlangt hatte durch den Segen der Beiden, — so erzählte der gläubige Sinn der Sennen.

Von allerwärts wallten sie heran, bald erhob sich ein Kirchlein neben der Hütte der Schwestern, bei Elsbeths Grab, wo sie ihr Dankgebet verrichteten. Der fromme Brauch erbte sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, und als der Bischof später die Kapelle geweiht, wuchs die Zahl der Waller von Jahr zu Jahr.

Die Jahrhunderte verrannen. Noch steht die Kapelle am sprudelnden Quell in der Felsenschlucht beim Tannenwalde auf Rigi-Kaltbad. Tausende ziehen dahin und suchen Heilung auf dem Berge für mancherlei Gebrechen, — aber der Schwestern gedenkt kaum Einer, trotzdem ihr Name fortlebt im doppelsinnigen des „Schwesternborns“.

Doch, wenn der Abendwind in den Tannen rauscht und im Felsgesteine die Klageklänge des Echo weckt, dann wird's lebendig im dämmernden Wald, und an das Ohr des achtsamen Lauscher's tönt die Sage von den Schwestern Vorn.

Nachdruck verboten.

Der erste Modenbericht.

Von Gustav Karpeles.

Wie die Mode so alt wie die Welt ist, wissen alle meine geneigten Leserinnen, aber es ist dies eine Wahrheit, die den Verächtern der Mode gegenüber nicht oft genug hervorgehoben und geschichtlich bewiesen werden kann. Als die erste Frau, — die biblische Eva, — zuerst zur Erkenntniß ihrer selbst kam, so sagt Heinrich Heine sehr treffend, war ihr erster Wunsch, ein neues Kleid zu besitzen. Das ist nun seither typisch geworden für alle Evasdöchter auf diesem Erdenrund. Die Mode ist das Ewigwandelnde und doch auch wiederum das Ewigbleibende hienieden; ihre Formen ändern sich mit jedem Tage, sie aber bleibt: dem einen Theile des Menschengeschlechtes zum Ergötzen, dem anderen aber zum Schrecken. Wenn ich nun heute an dieser Stelle den ersten Modenbericht vorträhe, so wird man die Wahrheit dieser ersten Sätze bald erkennen, und der andere Theil der Menschheit wird schließlich doch die Nutzlosigkeit des Kampfes gegen die Mode einsehen. Es ist eine Art von Jubiläums-Vorstellung, die ich hier veranstalte. Gemeinhin glaubte man, daß die ältesten Modenberichte aus dem vorigen Jahrhundert datiren, wo charakteristisch Weise 1758 der „Courrier de la nouveauté“ in Paris und die „Mode- und Galanterie-Zeitung“ in Erfurt in einem Jahre erschienen, aber das ist ein Irrthum. Wie die Geschichte der Mode einen wesentlichen Theil der allgemeinen Cultur- und Sittengeschichte bildet, so erfahren wir aus dieser zugleich, wie die Sitten und Trachten und Lebens-Gewohnheiten der Völker in früheren Zeiten gewesen sind. Kein Kapitel der Sittengeschichte aber ist interessanter und lehrreicher als das, welches uns den ersten Modenbericht giebt. In unserer Zeit pflegt man schon fünfundsiebenzigjährige und fünfzigjährige Jubiläen mit großem Aufwande zu feiern; ein hundertjähriger Geburtstag wird ein großes Fest. Unser erster Modenbericht aber feiert nun nach der genauesten chronologischen Berechnung sein 2500jähriges Jubiläum!

Denn so alt ist das grandiose Strafkapitel im Buche des hebräischen Propheten Jesaias, in welchem uns der älteste Modenbericht gegeben wird. Der Prophet Jesaias ist etwa im Jahre 750 vor Christo zum ersten Male aufgetreten. Er war der größte und genialste aller hebräischen Propheten und ein Dichter ersten Ranges in der Weltliteratur. Zu ihm vereinigte sich die Milde und die Liebe, der Ernst und die Strenge, die hohe Weltanschauung und die tiefe Herzensfrömmlichkeit, die Kühnheit und Bilderpracht, die Farbengluth und Geistesfreiheit aller anderen Propheten zu einer wahren klassischen Harmonie. Das Bild, das uns seine Strafrede von dem Zustande Israels unter den Königen Ahas und Hiskia entrollt, ist ein wahrhaft grauenvolles: überall Berrath und Abfall, Götzendienst und Zuchtlosigkeit, Schwelgerei und Prachtaufwand, indeß der Feind schon vor den Thoren steht. Unermüdlich ruft der Prophet von seiner einsamen Warte aus sein Volk zur Erhebung auf; er warnt es vor dem nahenden Verderben und vor allen Bündnissen mit den Völkern ringsumher. Und einmal ergreift ihn prophetisches Strafgericht auch über die Frauen seiner Zeit. Es geschieht dies im dritten Kapitel seines großen Buches, welches zugleich als das wahrhaft charakteristische Muster einer prophetischen Strafpredigt gelten kann. Also beginnt der Prophet:

Und es sprach der Herr: Darum, weil übermüthig sind Die Töchter Zions und einhergehen mit hohem, geredem Halbe, Blinzeln mit den Augen und trippelnden Schritten Und mit ihren Füßen ein Spangengeklirr machen: So wird kahl machen der Herr die Scheitel der Töchter Zions, Und der Herr wird ihr Geschmeide wegnehmen.

Und nun folgt eine Schilderung, welche uns klarer und anschaulicher als die beste Moden-Zeitung, Putz und Schmud der Hebräerinnen jener Tage veranschaulicht. Nach dieser Schilderung waren ihre Nationaltrachten längst aus dem Stadium der Einfachheit und Natürlichkeit herausgetreten, ein üppiger Luxus hatte sich entfaltet: alle Stoffe der Welt, Metalle, Edelsteine, Gewürze und Farben waren auf dem Byzantinischen der Hebräerinnen zu erblicken. Die Verbindung mit Phönizien und mit Babylon gestattete auch dem eigensinnigsten Wunsche schöner Frauen zur Pracht ihrer Bekleidung, zur Veredlung ihres Genusses und zu den Genüssen einer verfeinerten Culturwelt, ihre Berechtigung und Erfüllung. Hören wir nun, wie der Prophet uns erzählt, daß an jenem großen Tage des Gerichtes, das er verheißt, der Herr allen Schmud und Putz der Frauen vernichten wird, und zwar zunächst von aller Pracht: „die Fußspangen und Stirnbänder und Halbmondschen.“

Die Fußspangen oder Schenkelbänder bildeten den eigentlichen Fußschmud der Hebräerinnen, deren regelmäßig abwechselnde, so zu sagen wackelnde Bewegung der Prophet so lebhaft tadelt. Da aber die weitbauische, herabfließende Gewandung der Asiatinnen eine rasche Bewegung ohnehin nicht gestattet, da ferner der Modegeschmack bis auf unsere Tage einen derartigen Gang hin und wieder für schön erklärt hat, so werden wir in den Jörn des Propheten über diesen Gang nicht einstimmen können. Diese Fußspangen bestanden theils in einem

oder zwei, ja vier Finger breiten Bändern und Ringen, die oberhalb der Knöchel den Fuß einzwängten, theils in Ketten- und ringförmigen Ketten und Schellen, die in einer Nabel oder Spange, welche jenem metallenen Keifen künstlich eingefügt war, leicht beweglich herabhingen. Natürlich war hier dem Reichthum und der Laune freies Spiel gelassen. Diese Fußbänder konnten ebenso gut mit Edelsteinen verziert sein, als mit eisernen und kupfernen Steinen. Wo aber das Vermögen nicht gestattete, goldene oder silberne Fesseln dem Fußschmuck anzufügen, begnügte sich die Verschönerungssucht jener Zeit, entweder in dem ausgehöhlten Umfange der großen Ringe, kleine Steine, Muscheln oder klappernden Klingklang zu werfen, oder metallene Scheibchen, kleine kupferne Ringe und ähnlich klingende Jierathe dem äußeren Rande an der passendsten Stelle anzuhängen. Von den Fußspangen geht der Prophet zu den Stirnbändern über, die gewöhnlich mit dem Schleier in Verbindung standen und meistens aus einer Perlen- oder Korallenkette bestanden. Noch finden wir auf ägyptischen Denkmälern derartige Stirnbänder, welche meist an den Schläfen befestigt wurden oder auch tief in das Gesicht herabhingen. Was waren denn nun aber die Halbmondchen, von denen der Prophet spricht? Hier verläßt uns unsere Wissenschaft, und selbst der gelehrte Forscher, dem wir bei dieser Schilderung folgen, Anton Theodor Hartmann, weiß in seinem Gelehrtenwerke: „Die Hebräerin am Puzische und als Braut“, welches zu Amsterdam 1810 erschienen ist, uns nichts von diesen Halbmondchen zu sagen. Ich vermute, daß es ein Halschmuck gewesen, der in wohlberechneter, für das Auge gefälliger Auswahl in das Haar zu stecken verwendet worden sein mochte.

Hören wir nun die Schilderungen des Propheten weiter: „Die Ohrgehänge, die Armabänder, die Schleier, die Kopfbünde, die Schrittketten und Gürtel, die Nischlächchen und Amuletten, die Fingerringe und Nasenringe.“ Da haben wir nun das Schmuckstückchen der alten Hebräerin in ziemlicher Vollständigkeit beisammen. Ohrhänge trugen die Frauen in alter Zeit überall, anfänglich aus Horn und schlechtem Metall, später aus Silber und Gold. Ja, wir lesen sogar in der Bibel, daß die Männer diesen Fuß der Frauen nachahmten, und der Talmud erzählt, daß schon in zartem Alter die Ohren der Kinder zur Aufnahme der Ringe vorbereitet wurden, indem man mit Nadeln oder Holzrädchen die eingestochenen Othlöcher offen hielt. Auch Perlen oder ziemlich große Kugeln trug man als Ohrschmuck in jener Zeit. Der Schmuck der Armabänder wird sich wohl, nach dem, was wir in Museen aus alter Zeit kennen, nicht wesentlich von den modernen Armabändern unterschieden haben. Oberhalb der Handwurzel legte die Hebräerin um ihre beiden Arme jenen ringförmigen Schmuck aus Gold- oder Silberdraht. Nicht selten trug sie mehrere solcher Armabänder bis zum Ellenbogen. — An der eingefügten Spange schwebten bald klirrende Ketten nieder, bald runde Perlen mit den schönfarbigsten, glänzendsten Edelsteinen auf Schnüren gereiht, bald bildete ein funkelndes Geschmeide oder eine kostliche Perlenkette, in einfacher und mehrfacher Zahl, den Armschmuck, bald wechselten schwere goldene Ringe mit schöngewundenen Ketten und prächtig blinkenden Schmitzen in der buntesten Mannigfaltigkeit mit einander ab, ja zuweilen schmiegte sich noch, vorzüglich um den rechten Oberarm, ein breiter Ring von Gold oder Silber, oder eine prachtvolle Schmuck — mit einem Worte: tout comme chez nous. Daß der Prophet den Frauen seines Volkes das Tragen der Schleier vorhält, ist selbstan; konnte und können doch die Frauen im Orient noch heute nicht ohne solche Schleier ausgehen. Freilich mag auch hier der Luxus viel übertrieben haben. Der Schleier war eine Verhüllung aus feinerem oder gröberem Stoff, den die Frau über den Kopf warf und auf die Schultern zurückschlug, wenn sie unvermuthet überrascht ward, oder ein bedenkliches Geräusch die Nähe von Männern verrieth und deshalb die äußerste Vorsicht empfahl. In diesem florantigen Schleier, von dem ein Theil längs den Schläfen niederrollte, während der andere über dem Scheitel zurückgeschlagen war und deren beide Zipfel mittelst Spangen oder Ringen verbunden waren, gingen die vornehmen Frauen auf die Straße, eilte die schmachtende Sulamith des Hoheliedes dem Geliebten ihres Herzens entgegen.

Was nun die Kopfbünde anbetrifft, so nennt uns der oben genannte Anton Theodor Hartmann drei Arten von Kopfpuz aus jener Zeit. Entweder barg man die kreisförmig verschlungenen oder geflochtenen oder auch zierlich gekräuselten und gebraunten Haare in eine Haube aus feiner Wolle oder aus zarter Baumwolle, die mit purpurfarbigen Blumen durchwirkt sein mochte, oder man feste auf den Kopf eine Krone in Gestalt einer weiten, runden Halbkugel, wie wir deren noch jetzt auf altägyptischen Denkmälern finden, rund um den Kopf gelegt und hinten mit einer Binde befestigt. Besonders vornehme Frauen aber legten einen sogenannten Kopfbund oder Tulband, etwa in Gestalt eines aufgebühten Blumenkelches, an, und gegen diese künstliche Pracht, die vielfach übertrieben wurde, richtet sich wohl hauptsächlich der Zorn des Propheten.

Vom Kopf geht es wieder zu den Füßen, denn die Schrittketten, von denen wir nichts Näheres wissen, werden auch nichts weiter gewesen sein, als feinere Fußbänder.

Besser sind wir über die Gürtel unterrichtet, welche über das Gewand in den vielfachsten Schlingungen gewunden wurden, und durch welche das Kleid erst seinen rechten Glanz erhielt. Ein solcher Gürtel bestand aus einer 3—4 Zoll breiten Binde aus dem feinsten und kostbarsten Stoff, oder aus der zartesten Baumwolle gewebt; in der Verzierung des Gürtels entfalteten die Frauen damals vor den erstanten Blicken der Männer den höchsten Grad von verschwenderischer Pracht.

Daß eine solche elegante Hebräerin ihre „Nischlächchen“ auf dem Toiletentische stehen hatte, ist begreiflich, aber, — und das ist auch wieder ganz modern geworden, — sie trugen ihre Nischlächchen auch an dem Halsketten, tief in den Busen hinein, oder bis an den Gürtel hinab. Diese Nischlächchen waren aus Silber oder Gold gearbeitet und oft mit den kostbarsten Edelsteinen eingefast, hier und da mochte auch ein glänzend weißes Duzgläschen dessen Stelle vertreten. Welche Parfüms in diesen Fläschchen enthalten waren, darüber wissen wir nichts, da uns der Prophet darüber im Unklaren läßt. Die gelehrten Alterthumsforscher wissen aber von den Wohlgerüchen, welche Nardensöl, Myrrhenbalsam oder Rosenwasser verbreiteten, vielerlei zu erzählen.

Und auch „Amulette“ trugen sie, die schönen Frauen von Jerusalem, denn sie waren abergläubisch, wie alle Orientalinnen. Wie die Halbmonde so stammten auch die Amulette, meist in Form goldener Schlangen, aus der dunklen Quelle dieses Aberglaubens, welche die Kinder der Wüste als Schutzmittel gegen Dämonen und böse Geister, gegen Gefahren und Krankheiten noch heute tragen.

Die Fingerringe, eine Hauptzierde der Frauen, heute wie damals, funkelten meist am mittleren und kleinen Finger der rechten Hand; sie bestanden aus Chrysolith, Rubin oder Smaragden, und häufig waren Figuren, Charaktere oder Denksprüche darin eingegraben. Bis hierher ist der Schmuck der Frauen jener Tage nur wenig von dem unsrigen unterschieden, nur die amuthliche Gewohnheit der Nasenringe hat die moderne Zeit noch nicht geerbt, eine ziemlich geschmacklose Gewohnheit, die aber im Alterthume sehr verbreitet war, und die von allen denen, welche uns den Puzische der Asiatinnen schildern, namentlich aufgeführt wird. Der äußere Knorpel am linken, zuweilen auch am rechten Nasenloch, der zu diesem Zwecke durchbohrt worden, war mit einem solchen Ringe verziert, der etwa den Umfang der Ohrringe hatte und zuweilen sich bis über den Mund erstreckte.

Nachdem uns der Prophet vom Schmuck der Frauen erzählt, schildert er uns die Kleidung derselben, nämlich die „Kestkleider“ und die „Obergewänder“, die Mäntel, die Tüschchen, die Morgengewänder und die Prachtstüchchen, die Turbane und die Haupttschleier. Das war also die Kleidung der alten Hebräerin. Die Obergewänder waren von weitem Umfang, sodas sie nicht nur den Körper gänzlich verhüllten, sondern auch zu anderen Zwecken, als Decken, Teppiche, ja selbst als Betttücher benutzt werden konnten; in weiten Falten verhüllten sie den Körper. Sie bestanden bei den vornehmen Frauen aus den feinsten wollenen Zeugen, meist in schneeweißer Farbe schillernd, und nur in den Tagen der Trauer wurden sie mit schwarzen Gewändern verankert. Ueber dem Oberkleide stieß in malerischen Falten ein Prunkkleid bis auf die Fußspitze herab, das wie gewebter Wind die ganze Gestalt umspielte und in durchsichtiger Klarheit von reinem Silberglanze strahlte, meist aus kostbarer ägyptischer Leinwand oder aus feingespinnener phönizischer Baumwolle oder aus bemaltem indischen Kattun, bei besonders vornehmen Frauen aus gewebten Purpursäden. Um diese Gewänder trugen die Hebräerinnen wie auch die Griechinnen einen Halbmantel von zarter Baumwolle, der über den beiden Schultern mit einer goldenen Spange befestigt war und im malerischen Faltenwurf die Reize der Gestalt mehr zeigte als verhüllte. Am Gürtel mögen die Frauen auch wohl die kleinen Tüschchen, welche, dem damaligen Stand des Kunstgewerbes entsprechend, wohl auch recht zierlich und fein gewesen, getragen haben. Ob sie in diesen Tüschchen ihr Portemonnaie oder ihren Schlüsselbund verwahrten oder vielleicht ihre Liebesbriefe, — ich vermag es nicht zu sagen. Die Morgengewänder und die Prachtstüchchen und die Haupttschleier bedürfen ebenfalls keiner Schilderung, und auch der Turban ist uns ja von der modernen Türkinnen hinlänglich bekannt.

Haben wir nun an der Hand eines großen Dichters einen Einblick in ein Toilettenzimmer des Alterthums gethan, so werden wir, wenn wir noch einmal all den aufgeführten Fuß und Schmuck vor unseren Augen vorüberziehen lassen, sicher zu der Erkenntniß gelangen, von der wir ausgegangen sind, daß die Mode nicht nur das Ewigwechsellude, sondern auch das Ewiglebende in der Sittengeschichte der Völker ist. Der Geist jeder Zeit krallt sich in der Form der Mode, und die fulminante Strafrede des Propheten richtet sich nur deshalb gegen die Mode seiner Zeitgenossen, weil diese ihre Sitten verweichlicht, sie von ihrem Gotte abgewendet und ihrem Frauenberuf entfremdet hat. Mit Schrecken mögen die Frauen, die um den Propheten erstanden, da er auf freier Straße zu Jerusalem seine Rede hielt, die Schauer jenes Strafgerichtes vernommen haben, wo „statt des Wohlgeruchs Roser, statt des Gürtels ein Strid, statt des künstlichen Haargekränzels eine Glase, statt eines prächtigen Mantels ein Sackittel und statt der Schönheit ein Brandmal“ ihrer harrete. Aber das Entsetzliche, den rhetorischen Haupteffect, spart sich der Prophet für den Schluß seines Bildes auf, denn all das Unglück soll erst dann eintreten, „wenn die Männer durch das Schwert, und die Jünglinge durch den Krieg gefallen“ sein würden.

Da werden dann seufzen und trauern ihre Thore,
Und verödet wird sie am Boden sitzen.
Jenes Tages ergreifen sieben Weiber einen Mann, indem sie sprechen:
„Unser Brod wollen wir essen und unser Gewand wollen wir tragen,
Nur deinen Namen laß uns führen und unsere Schmach nimm hinweg!“

Aber wie alle Reden des Propheten, so endet auch diese nicht mit der Schilderung des Strafgerichtes, sondern mit einem trostreichen Ausblick in eine bessere Zeit, in der alle Trübungen und Wirrnisse vergehen, in der die ideale Zukunft, die messianische Herrlichkeit geschildert wird. Denn:

„An jenem Tage wird des Herrn Sproß zu Schmutz und Glanz
Und die Frucht des Landes zu Stolz und Pracht werden
Für den Rest des Volkes.“

So schließt der erste klassische Modenbericht aus dem Alterthume.

Nachdruck verboten.

Rosen und Dornen.

Vanderei von O. von Oberkamp.

Jugend, sonnige Jugend! Siehst du sie vorüberwandeln? Ihre Lippen lächeln, ihre Augen leuchten! Wie eine Königin schreitet sie dahin! — Eine Welt ist ihr Königreich, ein Kranz von Rosen ihre Krone, ein Himmel voll Sterne ihr Thronhimmel.

Alles lächelt ihr, Alles grüßt sie, Alles ist ihr unterthan. Die Sonne scheint nur für sie zu leuchten, und der Lenz scheint nur für sie seine bunten Blumen-Teppiche über die Erde zu breiten, auf daß ihre besüßelte Sohle sie berühre.

O du sonnige, o du wonnige Jugend im düstervollen Rosenkranz!

Und ich und du, — weißt dir's noch? Auch wir trugen ihn einmal, den Rosenkranz, — die Krone der Jugend!

Wo ist er geblieben?
Verweht im Winde, verflattert im Zeitensrome, wie all die Kränze und Kronen, die Menschen dereinst im Glüdetanneel, im Ruhmeswahn, im süchtigen Daseinsrausche getragen.

Ja, im süchtigen Daseinsrausche! — Wenn ich die Weltgeschichte durchblättere, die Geschichte Roms und Athens, da weht es mir aus den Seiten entgegen wie Duft verwelkter Rosen! —

Julia, des Augustus Tochter, wandelte, eine bekränzte Mänade, dahin durch die Straßen Roms. Alibiades lag rosenbekränzt beim Symposion zu den Füßen eines Sokrates.

Rosen durchdusseten und durchglühten das alte Athen, das ewige Rom.

Leitete doch Anakreon den Ursprung der ersten Rose selbst von einem Schaumtropfen her, der in dem Augenblicke, als Venus Aphrodite den Meereswellen entstieg, zur Erde gefallen sei. Oder war's vielleicht die Göttin selbst, die sich in eine Rose verwandelte, um auf Erden fortblühen zu dürfen?

Um eine königliche Rose, die auf Aegyptens Boden erblüht, ließ Marc Antonius seine siegreich errungenen Lorbeerkränze. — Rosen! Zimmer nur Rosen!

Sie konnten nicht leben ohne Rosen, die lebensfrohen Griechen und Römer.

Antiochus schloß auf Rosen selbst im Winter, und Helio-gabalus ließ ganze Teiche füllen mit Rosenwasser.

Die Rose war das Liebes-Drakel der alten Griechen, und die Rose wiederum war's, aus der die thessalischen Zauberinnen ihre Liebestränke bereiteten.

O du rosenbegränzte, Epos jauchzendes Heidenthum, hast du denn wirklich nur die Pracht, nur den Duft der Rose kennen gelernt und nicht auch ihre Dornen?

Doch! — Da kommt der Sturm, und er braust hin über die alte Welt, und im Sturme verflingt das jubelnde Epos, und im Sturme entblättern sich die Rosen! — Es wird Nacht über jenem großen Rom, das mehr und mehr in seinen Lüften und Lastern versinkt; aber durch die Nacht glimmt ein Lichtschein, und der geht von Palästina aus und wirft seine Strahlen über die ganze Welt, und aus den Strahlen heraus, vom Kreuze auf Golgatha hernieder, leuchtet ein Haupt. Auch dieses Haupt trägt, um eine bleiche Göttersirne gewunden, einen Kranz, — den ersten Dornenkranz! —

Und durch die alte Welt, die nichts gewußt von Kränzen, die Wunden schlagen und von Kränzen, unter denen man verblutet, geht ein Jütem und Schauern.

Die Kunde vom Dornenkranz auf Golgatha tönt da und dort, in die Gelage eines Tiberius, eines Nero, eines Diocletian hinein. Anfänglich nur wie eine Sage klingt sie in das Jauchzen der Luft. Aber dann gewinnt die Sage Gewalt. Das Bild des bleichen Christus taucht auf neben den Göttern und den Göttinnen Roms.

Und die Imperatoren beginnen zu zittern vor dem bleichen Christus; — und vor der Dornenkrone verdunkeln müssen die goldenen Kronen, und verdorren müssen die Rosenkränze.

Und Furcht fast mehr noch als Grausamkeit vor dem Christus mit der Dornenkrone ist es, welche die Imperatoren dazu bestimmt, die Anhänger des Dorngekronen zum blutigen Tode in die Arena zu schleppen.

Aber auch hier besiegt die Dornenkrone die Kaiserkrone. Legende und Wirklichkeit, Wahrheit und Dichtung entspringen dem blutgetränkten Boden der Arena.

„Wähle!“ rief Nero einer jungen, siegend-schönen Märtyrerin zu, indem er ihr zugleich mit dem Dornenkranz eine Königskrone zuwarf. — „Wähle! Tod bedeutet die eine, — Leben die andere!“

Aber siehe da, die weiße Hand der Jungfrau griff nach dem Dornenkranz, — und als der Imperator sie fragte um ihren Entschluß, da gab sie zurück: „Ich erwähle das Bessere, o Imperator. Wohl mögen vor dem Worte: Dies Haupt trägt eine Krone sich Welten eröffnen; aber vor den Worten: Dies Haupt trägt einen Dornenkranz erschließen sich die Porten jenes himmlischen Reiches, in dem die Sonne niemals niedergeht.“

Und so besiegte und verdunkelte der Dornenkranz, von dem ein überirdisches, geheimnißvolles Leuchten ausging, alle Kronen der Welt. Indes, auch düstige Blüthen ließ die Legende von Neuem der todtten Dornenkrone entspringen.

Als Diocletian dereinst beim Symposion lag, gebot er einem seiner Lieblingsklaven, ihm ein Märchen zu erzählen. Und der Sklave begann zu berichten, daß sie einer jungen Märtyrerin bei den letzten Circus-Spielen einen Dornenkranz auf die junge Stirn gedrückt, — ehe sie sie hinausgestoßen zu Qual und Tod. Doch siehe da: als sie das Opfer zu bestanden kamen, da noch immer um das Haupt der Märtyrerin wand sich der Kranz; — doch aus der Dornenkrone war eine Krone von Rosen, von weißen, leuchtenden, überirdisch duftenden Rosen geworden.

Aber — wenn auch die Legende von Neuem Rosen erblühen ließ in dem alten Rom — sie erblühten nur mehr um die Stirnen der Märtyrerinnen. Die Rosen in den Kränzen der Agrippinen und Messalinen waren zum Welken verdammt.

Und jene Frauen- und Männergestalten der Verfallzeit Roms, — sie gingen, — und nur ihre todtten Götter ließen sie zurück.

Es geht im Leben der Völker, wie es im Leben der Einzelnen geht. Nach den Rosen die Dornen! Nach der Blüthezeit die Zeit des Verfalles! —

Siehst du sie vorüberwandeln, die Jugend!?

Einen Kranz von eben erblühten Rosen trägt sie auf der jungen Stirn. — Aber da tritt die Sonne hinter Wolken; der Sturm kommt, und aus dem Rosenkranz entfährt er das erste Rosenblatt. Es ist das erste, und noch merkst du keine Lücke in dem vollen Kranze. Indes der Sturm kehrt wieder, und rasch, — ach, nur zu rasch entfährt er jetzt ein Blatt nach dem andern, und endlich sturmverweht sinkt die letzte Rose, und aus dem Rosenkranz ist ein Dornenkranz geworden.

Manche reifen den Dornenkranz vom Scheitel und jagen anderen Kränzen nach. Manche tragen die Krone der Dornen nur Stunden, nur Tage lang, und Andere wieder tragen sie ein Leben lang und lernen sie lieben.

Ja, lieben! Man träumt gar wunderbare Träume unter einem Dornenkranze. Nicht umsonst von Märtyrer-Stirnen aus geht ein Leuchten, ähnlich dem Leuchten weißer Rosen, und jene schöne Legende der Märtyrerin im Circus, deren Dornenkranz sich in einen Kranz von Rosen verwandelt, ist — keine Lüge!

Zuweilen noch heute aus der Menge von Alltags-Physiognomien, geheimnißvoll lächelnd und leuchtend, grüßt dich ein Antlitz.

Was giebt diesem Antlitz seine Weiße? Was verleiht ihm einen Glanz fast göttlicher Verklärung? Ich will dir's sagen:

Dies Haupt trägt einen Dornenkranz! — Einen Kranz, den sich keiner zum Schmutz erwählt, einen Kranz, den unter Laufenden nur einer traglos trägt, aber einen Kranz, der dem Träger oder der Trägerin jenes Reich erschließt, das jenseits der Erde liegt! —



Nachdruck verboten.

Aus den Bädern.

Reichenhall, im September.

Dies ist Morgen, — ein Morgen im Gebirge. Wie der Himmel weißlich-grau, ist das Dunstgewölbe, welches die Bergeshäupter umhüllt und den Horizont verdeckt, daß kein Menschenauge mehr sieht, wo sich Himmel und Erde berühren. Die Nebel kriechen an den Bergwänden entlang, schaffen sich ihre eigenen Wege, kommen dann mit erstaunlicher Sicherheit tiefer und tiefer und lösen sich zuletzt auf wie ein Phantom, — wie die Hoffnung der Kurgäste, die meist noch schlafen und dabei sehnsuchtsvoll von einem schönen Sommertage träumen.

Das friedlich daliegende Villenviertel scheint sich wirklich noch in diesem Traume zu sonnen, während sich die grünen Kur-Anlagen hier und da durch einen einsamen Spaziergänger beleben, der wie ein Nordpolfahrer mit Havelock, Plaid, wollenen Halsstücken, Schirm und einer Flasche Cognac ausgerüstet, die Erfrischung des Frühmorgen-Regens mit dem Behagen entgegennimmt wie die Blume den Morgentau. Es liegt für Natur-Gourmands ungemein viel Poesie in diesem Regen. Wenn es um uns herum rieselt, rauscht und plätschert, und die Blätter der Bäume schwanken und zittern und tropfen, und ein langsames, wohlklingendes Pispeln und Rascheln durch die Wälder geht, glaubt man Klüsterstimmen zu hören, die uns eine Geschichte erzählen. Freilich hat uns der Regen in diesem Jahre schon eine ganze Bibliothek von Geschichten erzählt, daß wir von seinen wässrigen Stoffen übersättigt sind.

Von dem Läuten der Kirchenglocken ist eine Reihe von Badegästen aus dem Schlummer geweckt worden. Dunkle Punkte, die sich nach und nach als aufgespannte schwarze Regenschirme zu erkennen geben, bewegen sich auf allen Straßen, begegnen sich und gehen wieder aus einander. Da scheint sich der Himmel zu erbarmen, das Dunstgewölbe, das schwer herniederhing, zertheilt sich langsam, und siehe da, ein Stückchen Aetherbläue zeigt sich den Blicken. Strahlenden Auges spannen die Menschen unten im Thale, die nun in Wirklichkeit den Himmel offen sehen, ihre Schirme zu, lachen sich an und sind so dankbar vergnügt, als ob ihnen nach langem Hungern unerwartet Manna von oben gesendet würde. Die endlich gezähmte Widerspenstige, die Sonne, drückt, wenn auch mit Zögern, durch, streift mit leisem Lächeln den jetzt von bläulichem Duft umhauchten Hochstaufen, macht sich lustig über den weißen Täuschleiter, den sich das Röllnerhorn um den Hals geschlungen, wird wärmer beim Anblick des mit frischem Schnee bestreuten Lattegebirges und begrüßt zuletzt mit einem Gluthstrahl den in vornehmer Ruhe harrenden Untersberg, der sich mit Stolz bewußt ist, daß er den Schlaf eines großen Kaisers bewacht.

Frau Sonne hat schnell ihre irdischen Schwestern aus den Zimmern gelockt. Theils in reizender Morgen-Toilette, theils in fürsorgliche Gummi- oder Gloria-Mäntel gehüllt, kommen die Damen zum Vorschein, nach rechts und links grüßend, je nach ihren Reigungen oder Launen. Bald verwandelt sich das vorher so eintönige Bild. Gruppen bilden sich um diese oder jene Dame, Paare schlendern die Gänge des Kurparks auf und nieder, in ein mehr oder weniger interessantes Gespräch vertieft, — helles Lachen und grazioses Geplauder ertönt.

„Und nir' thuats' wie regna,
S'geht alles ans'm Voam,
I' glaub', unser Herrgott
Der is nit dahoaum!“

lagt eine kleine, feide Wienerin, deren breites, liebenswürdiges Gesicht mit den weißen, blühenden Zähnen ganz reizend sein würde, wenn es nicht allzu viel mit Puder bestäubt wäre. Während eine schöne, imposante Dame, eine Berliner Künstlerin, von einer Schar von Verehrern umringt wird, die nach einem Blick ihrer großen Augen, nach einem Lächeln ihrer Lippen, nach einem Laut ihrer „göttlichen“ Stimme haften, geht ein tannenschlanter Badfisch vorbei, der bei dem freundlichen Gruß der Primadonna bis an die Haarwurzeln freudig ertöthet. Dann lacht er sich ein stilles, entlegenes Plätzchen auf, nimmt das Buch hervor, das er bisher im Arm getragen und wie ein theures Kleinod an's Herz gedrückt hat, und liest mit verklärten Zügen. Ist es ein verbotener französischer Roman? Ist es ein Poesie-Album mit den Autogrammen sämtlicher in Reichenhall badender Künstler und Künstlerinnen? Das Mädchen preßt ein Blatt an die Lippen, — vielleicht ein Vers von Kadelburg, von Lola Breth, von der blonden Abich? — Den tannenschlanthen Badfisch ist alles zuzutrauen!

Alle Herren mit pergamentnen Gesichtern und Kräftstöcken, zarte Damen mit ätherischem Teint wandeln an den Kadelholzänden der Salinengänge entlang und athmen die salzige Luft. Wer nicht Soole badet, inhalirt Soole. Salz im Wasser, Salz in der Luft, Salz in den Speisen, — schade, daß sich nicht auch das „attische Salz“ inhaliren läßt! Soeben steigt die stolze Fürstin K., eine bekannte Pester Beauty, die Stufen zum Lese-Salon hinauf, wird von mehreren Damen der österreichischen Aristokratie, — die den Frauengestalten Ossip Schubin's ähneln, — begrüßt und läßt sich von ihrer Gesellschafterin ein Modestück reichen. Die politischen Blätter sind ja meist in den Händen der Herren, von denen die älteren ihre weißen Härte hinter dem großen Zeitungsformate verdecken, während die jüngeren, ihre tägliche Beschäftigung als Plancure nicht aufgebend, größtentheils nur die Spalten der Fremdenliste durchgehen. Bald werden die Blicke der eleganten Besucherin, nicht minder aber auch die Monocles der Herren von einer neuen, eigenartigen Erscheinung gefesselt. Eine gluthäugige Schöne mit blauschwarzem Haar und äppiger Gestalt, dem Anscheine nach eine Südländerin, tritt in den Saal. Das blendende Weiß ihres Teints, die grellrothe, feingefaltete Seidenbluse, die sich um ihre herrlichen Formen legt, das schwere, schwarze Damastgewand, — es könnte den Reid der Götter erregen! Wer mag sie sein? Von wannen mag sie kommen? Am Gradirwerk steht eine Gruppe von jungen Mädchen, die noch von der „himmlischen“ Partie nach Berchtesgaden und dem schönen grünen, von schroffen Felsenwänden eingeschlossenen Königssee schwärmen. Freilich ist ihr Enthusiasmus getheilt zwischen der romantischen Natur und den glänzenden österreichischen Offiziers-Uniformen. Sahen sie nicht dort jene beiden ritterlichen Gestalten wieder, die sie schon in Salzburg bei dem festlichen Empfang Kaiser Franz Josephs bewunderten? Der eine war der kommandirende Generalmajor von Salzburg, der Andere sein Adjutant. Während sich ein Theil der jungen Damen für die dunkle, männliche Gesichtsfarbe des Ersteren erwärmt, dem das ungarische Feuer aus den Augen bligte, einigen sich die Anderen über den hübschen, blonden Ober-Lieutenant mit dem stolz klingenden böhmischen Namen, dem sie stark

opponirt hatten, als er behauptete, daß das Berchtesgadener Bergmanns-Kostüm ihnen gut stünde. Und sie beschloßen eine Petition an die Redaction der „Frauen-Zeitung“, um dieselbe zu bitten, außer dem blaugrüneren Rücken eine reizendere Grubentracht für die Damen zu erfinden.

Das Stückchen Aetherbläue am Himmel hat die kühnsten Hoffnungen geweckt. Eine Anzahl von Badegästen, welche für Glescher und Lavinen Passion besitz und sich bereits mit Raqelschuhen, Bergstod und Steigeisen zu einer großen Alpen-tour gerüstet hat, steht eben in Unterhandlung mit einem wettergebräunten Führer, der aber bedenklieh das Haupt schüttelt und in einer ihm unbewußt poetischen Sprache die Bergfexe warnt: „Schnee blüht am Firmament, meine Herrschaffen!“ Auch ein flinker Maler hat sich mit Leinwand, Staffelei und Sonnenschirm an einem idyllischen Plätzchen niedergelassen, um den Sonnenblick des Himmels zu skizziren. Da kommt eine schmutze, rothwangige Semmerin von der Höhe herab, quft ihm über die Schulter, schaut sich das Bild an und lacht. Der Künstler, ein nicht gerade allzu schüchtern Mensch, benutz den günstigen Augenblick, legt seinen Arm um des Deandls Nieder und raubt ihm den Morgentau. Laut aufschreiend und ertöthend macht sich das Mädchen los, schießt den Berg hinunter und läßt ihm das Edelweißsträußchen zurück, das es von der Alm mitgebracht. In der Nähe des Klosters von St. Jeno steht ein Madonnenbild. Es ist kein unschönes, von irgend einem Dorf-Napheal gemaltes Heiligenbild; man erkennt die Hand eines echten Künstlers an dem milden, guadenvollen Ausdruck der Muttergottes. Eine schlanke, junge Frau kniet vor dem einfachen, hölzernen Gemälde, blickt mit den braunen, jeelenvollen Augen zur Maria empor und betet inbrünstig. Dann geht sie langsam den Weg zu dem Orte zurück, grüßt mit anmuthiger Geberde die Vorübergehenden, die sich respectvoll vor ihr verneigen, und lächelt wehmüthig und unendlich liebevoll einem Manne entgegen, der, in einem Kollwagen sitzend, im Kurpark ihrer harri. Ueber das ernste, edle Gesicht des Kranken, dessen Bewegungen den Offizier verrathen, lüchelt ein Schimmer der Freude, als er sie wieder sieht. Die breite, stattliche, mit Orden geschmückte Brust läßt einen kräftigen Mann erkennen, der noch nicht ganz die Hoffnung verlor, seine Dienste auch ferner dem theuern Vaterlande zu widmen. Möge die Madonna das Gebet der Gattin erhören!

Es läuten die Mittagsglocken. Die Badegesellschaft zerstreut sich. Dunkles, melancholisches Wolfengeschiebe verdeckt das Stückchen blauen Himmel wieder; die Sonne, die noch im Augenblick vorher mit Macht die Feuchtigkeit des Bodens aufgesaugt hatte, verschwindet und ein wollenbruchartiger Regen ergießt sich über das Thal. Viele Damen sind schon nach Hause geeilt, um eine neue Toilette anzulegen. Die Table d'hôte beginnt.

Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Sonntagsjäger. Von B. Genzmer. Siehe das Bild, Seite 161. — Viel Pech an einem Tage. Erst haben sie die Vogel-scheuche für ein Stück Wild gehalten und mordlustig ihre Flinten darauf losgetraut, und als sie sich eben bei ihrem Jagdfrühstück von der Enttäuschung erholen, springt Meister Lampe neben ihnen aus seinem Lager, — so nahe neben ihnen, daß sie ihn möglicher Weise wirklich getroffen haben würden, wenn sie schußbereit gewesen wären. Natürlich ist ihnen eine alte Frau begegnet, als sie auf die Jagd zogen, sie hätten es sich vorher sagen können, daß sie Pech haben würden. An einer Entschuldigunq vor sich und Anderen fehlt es ihnen also nicht. Sie konnten sich freilich auch sagen: „Was Deines Amtes nicht ist, davon laß Deinen Fürwih“, aber dann müßten sie ihre Flinten rosten lassen und ihre moderne Jagd-Ausrüstung den Motten überliefern. Und dazu gehört mehr Selbstüberwindung, als man bei Sonntagsjägern voraussetzen darf.

Ein Besuch. Von A. Langhammer. Siehe das Bild, Seite 165. — Zu Großmutter's Jugendzeit kannte man noch keine Eisenbahnen; auch die Postkutschen ließen noch mancherlei zu wünschen übrig, und selbst, wenn man es haben konnte, bequem in eigener Kalesche zu sitzen, wurde das Vergnügen des Reisens doch wesentlich durch schlechte Wege beeinträchtigt. Aber um so liberaler war die Gastfreundschaft, die gefordert und geboten wurde. Man kam noch unangemeldet, man fürchtete noch nicht zu geniren, wenn man noch eingeladen erschien, und man war immer willkommen und wurde erst wieder fortgelassen, wenn alle Mittel, zum Bleiben zu nötigen, erschöpft waren. Die Menschen waren andere und die Verhältnisse, unter denen sie lebten, erst recht. — behäbiger, ausgeglichener, und — anspruchsloser. Auch auf dem Bilde unseres Künstlers gewinnt man diesen Eindruck. Die Leutchen überreifen sich nicht, weder mit dem Kommen, noch mit dem Gehen, und ihre Anwesenheit stört gewiß nicht die Behaglichkeit des Hauses, das sie besuchen.

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Geägte und farbig decorirte Metallplatten. — Wir haben in der Nummer vom 27. Mai d. J. eine Anleitung zur Behandlung von geägten und farbig decorirten Metallplatten gegeben und wollen nunmehr noch folgende Ergänzungen hinzufügen. Die beliebteste Art der Färbung der Zinkplatte besteht aus drei Tönen: Messing, Kupfer, Nidel.

Ist die Platte durch Benzjn vollkommen geäubert, so muß sie zur Empfangnahme des ersten Metalls, Messing, in ein galvanisches Institut wandern. Binnen ein bis zwei Tagen kann sie abgeholt werden, sie ist jetzt gänzlich messingfarben geworden. Man schütze die Platte vor jeglichem Fleck oder gar Fett und dede nun mit dem galvanischen Decklad sämtliche Plätter bis an die Contouren genau zu. Sollte aus Versehen Lack auf den Grund kommen, so entferne man ihn schleunigst durch Waite, welche mit Benzjn angefeuchtet worden ist, und hierauf reibe man noch trocken nach. Arbeit dem die gedeckten Plätter ganz trocken sind, kommt die Arbeit in das Kupferbad. Hiernach sieht man bereits zwei Farben auf der Fläche. Es sei hier erwähnt, daß der Lack nach dem Bade im Institut stets entfernt wird.

Nun dedt man Alles, was von Messing und Kupfer erhalten bleiben soll, also wieder die Plätter und z. B. die kupfernen Blätter und Knospen; als drittes und letztes Bad ist Nidel für diese Platte gewählt. Man schickt die Arbeit abermals in das Institut und erhält nunmehr am nächsten Tage die dreifarbene Platte zurück, denn der Grund und die Stiele haben den Nidelton angenommen. Diese Folge und Zusammenfassung der Metallfarben ist in der Technik am einfachsten und in der Wirkung höchst reizvoll.

Bei näherem Eingehen auf die Arbeit lassen sich noch mannigfache Abwechslungen in coloristischer Beziehung hervorbringen. Es seien davon einige bezeichnet, z. B. der Grund Messing, das Pflanzenwerk oder Ornament in Kupfer und Nidel. Dabei ist zu beachten, daß der Messinggrund vor dem Kupfer- und Nidelbad gänzlich gedeckt werden muß. Ferner Kupfergrund, dazu Nidel und Messing die Zeichnung. Hier genügt einmaliges Dedden des Grundes.



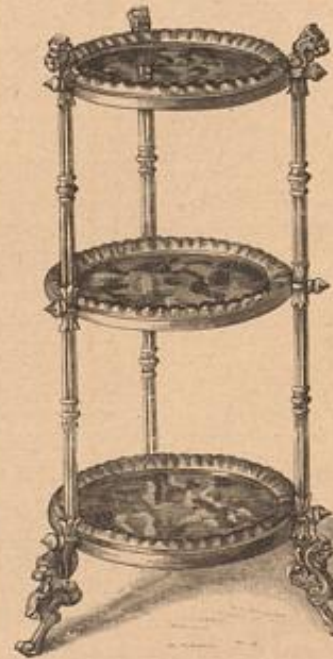
Zu den drei erwähnten Bädern tritt, wenn man vier Farben nehmen will, noch das Bronze-Bad, welches zwischen Kupfer und Nidel eingeschoben wird. Wenn es nicht auf den doppelten Preis der Bäder ankommt, der nehme auch noch Gold und Silber. Für Gold ist allein Bronze der beste Ersatz, und Silber ist in den meisten Fällen vom Nidel ganz verdrängt. Stahl ist sehr selten anzuwenden, es läuft leicht an und erhält dann blaue Schattirungen, die wie Flecke aussehen.

Um das Metall vor äußeren Einflüssen zu bewahren, muß es lackirt werden, und es erweist sich hier der Benzjn-Lack als bestes Schutzmittel. Er ist wasserklar, trocknet bereits während des Ueberstreichens, daher gehört Geschicklichkeit dazu, wenn nicht nach dem Trocknen ungehörige Pinselstreifen wahrgenommen werden sollen; man halte den Metall-Gegenstand am besten schräg und gieße den Lack auf. Benzjn löst ihn auf, sollte der Ueberzug nicht gerathen sein.

Eine außerordentliche Wichtigkeit hat bei diesen Arbeiten die Anwendung der Patina erlangt, welche nicht allein einzelnen Metallen einen eigenartigen Reiz verleiht, sondern auch Tiefen hervorbringt, helle Töne abstimmt und vermittelnde Nuancen herstellt. Die Patina ist nur dann zu gebrauchen, wenn die Arbeit keines Bades mehr bedarf. Patiniren nennt man das „Wirkenlassen“ bestimmter chemischer Reagentien auf nassem Wege; es wird dadurch eine Oxydation hervorgerufen, welche dem Metall eine dunklere Färbung giebt. Diese Manipulation läßt man gleichfalls in dem galvanischen Institut vornehmen, denn es gehören auch dazu die nöthigen Einrichtungen. Der oftmals üble Geruch der Chemikalien gehört nur in ein derartiges Laboratorium, nicht aber in Privaträume. Patina eignet sich vorzüglich zum Tiefere färben des Kupfers, Nidels und der Bronze. Es müssen allerdings zu diesem Zweck alle die Theile der Zeichnung gedeckt werden (und zwar besonders stark), welche später hell hervortreten sollen. Der Lack muß außerordentlich trocken sein vor der Ablieferung der Platte im Institute. Die Zeichnung in Nidel, dazu Bronze-Patina-Grund, sieht eigenartig aus, ebenso umgekehrt.

Des Weiteren kann man auch ganze Flächen nach dem Reagen patiniren lassen, entweder bildet Bronze Kupfer oder Nidel den Untergrund. Man verleiht der im Ganzen einen düsteren Eindruck machenden Platte später dadurch Licht, daß man vermittelst des Stichtes die bereits tiefgeägten Adern, resp. Theilungslinien der einzelnen Blätter und Blüthen noch einmal nachzieht, wodurch das ursprüngliche Metall (Zink) wieder lebhaft zum Vorschein kommt und den Gesammt-Eindruck hebt. Der Localton hat, beiläufig gesagt, die größte Ähnlichkeit mit dunkel gebeiztem Leder. Diese patinirten Platten erfordern ebenfals einen Benzjn-Lack-Ueberzug.

Somit wäre die Anleitung speziell für die Herstellung geägter und galvanisch gefärbter Metallflächen beendet, und es sei nur, noch ein Wort über die Anwendung derselben gestattet.



Da die Platten zuvor in jeder Form und Größe geschnitten werden können, dienen sie vor Allem dem Kunstgewerbe in Verbindung mit Holz, Bambus, Tuch u. Es mögen etliche geeignete Gegenstände namhaft gemacht werden, die sich immer besonderer Gunst erfreuen dürfen.

Da sind z. B. Tischplatten, rund (fünfund bis sechzig Cent. Durchmesser) oder sechseckig geschnitten, in Bambus, auch nach orientalischem Geschmack, in Holz gefasst, ferner Einlagen für Confolbretter, Hoch- und Langformat. Als Mittelstück zu einem Ofenschirm eignet sich Metall ganz vortreflich und je harmonischer es im Colorit ist, desto feiner wird der Eindruck. Auch Truben und Schrankthüren lassen sich mit diversen Platten schmücken, ebenso Schreibmappen, Albums, die in Tuch gebunden werden, Bilder- und Kalender-Rahmen, Adress-, Tage- und Ausgaben-Bücher, Blöds in jeglicher Größe, Schreib-Unterlagen mit dreieckig zugeschnittenen und goldelitheten Ecken, kurzum, jede einigermaßen sichtbare Fläche ist leicht mit einer galvanisirten Platte zu verzieren.



Tablets und Teller, die in Gebrauch genommen werden sollen, erhalten am besten nur ein Nidelbad ohne Batina, denn letztere würde durch häufiges Putzen leiden, während Nidel dauerhaft ist. Sollten sie zu Wand-Decorationen bestimmt sein, so muß vor dem Galvanisiren eine Dose hinten angelehrt werden. Jedenfalls ist wohl zu constatiren, daß die Phantasie desjenigen lebhaft angeregt wird, der sich in die beschriebene Technik vertieft und schaffend Neues zu bringen bemüht ist. Es würde sich für viele, allerdings nur kunstgeübte Hände, eine neue Erwerbsquelle öffnen, wenn kein Opfer geachtet wird. Dasselbe besteht darin, daß man häufig, um diese oder jene Arbeit schneller zu beenden oder um den Weg zu ersparen, in der Fabrik unter den Arbeitern und Arbeiterinnen sitzen, über und neben sich die laufenden Mäder, und dabei jegliche Nervosität zu Hause lassen muß. Die Metall-Industrie hat noch ein weites Feld zu bearbeiten, und Künstlerinnen sowie Künstler sollten sich immer mehr Mühe geben, speziell den galvanischen Arbeiten durch ihre Hülfe einen künstlerischen Aufschwung zu ermöglichen.

H. Lehmann.

Aus der Straßewelt.

Berlin. — Der Tausch des jüngsten preussischen Prinzen ist alsbald ein anderes großes Ereigniß am kaiserlichen Hofe gefolgt. Der offizielle „Reichsanzeiger“ publicirte am 3. September die Verlobung Ihrer Kgl. Hoheit der Prinzessin Sophie Dorothea Ulrike Alice von Preußen, Schwester Sr. Majestät des Kaisers und Königs, mit Sr. Kgl. Hoheit dem Kronprinzen Konstantin von Griechenland, Herzog von Sparta, Sohn Sr. Majestät des Königs der Hellenen und Ihrer Majestät der Königin der Hellenen, Olga Konstantinowna, Großfürstin von Rußland. — Die erlauchte Braut wurde am 14. Juni 1870 in Potsdam als das fünfte Kind weiland Kaisers Friedrich geboren; ihr hoher Verlobter erblickte am 21. Juli alten Stils (2. August unserer Zeitrechnung) 1868 zu Athen das Licht der Welt.

Köln. — Das seltene Fest der diamantenen Hochzeit feierten kürzlich der ehemalige preussische Ministerpräsident Rudolf Camphausen und seine Gemahlin, welche gegenwärtig ihre Villa in Königsdorf am Rhein zum Sommeraufenthalt benützen.

Minden. — In Driburg ist vor Kurzem die Gräfin zur Lippe, Tochter des ehemaligen westfälischen Oberpräsidenten von Vinde und Schwester des bekannten Parlamentariers Georg von Vinde, gestorben.

Wien. — Für den Geburtstag der kleinen Tochter des Kronprinzen Rudolf, welche demnächst fünf Jahre alt wird, bereitet der erlauchter Thronfolger viele Geschenke vor. Darunter befinden sich auch sämtliche prächtig gebundenen Schulbücher, welcher eine Schülerin der ersten Volksschulklasse für ihre Studien bedarf. Ferner die nöthigen Hefte, Federhalter, Bleistifte, die Zeichenvorlagen u. s. w. Die Prinzessin wird nämlich schon in diesem Jahre anfangen, regelrecht zu studiren, die erste Klasse durchmachen und, dem Wunsche des Kronprinzen huldigend, wie jedes andere privat lernende Kind alljährlich vor einer Landes-Schul-Commission Prüfung ablegen. Prinzessin Elisabeth, die bis jetzt nur vom Wissen naschen durfte, freut sich nicht wenig, daß sie jetzt schon ordnungsgemäß lernen darf und also den anderen gleichalterigen Kindern stets um eine Klasse voraus sein wird.

Lurin. — Die Kaiserin Eugenie, welche sich mit den Vorbereitungen zur Vermählung ihrer Nichte, der Prinzessin Vätitia mit dem Herzog von Aosta beschäftigt, hat öffentlich erklärt, daß sie am Hochzeitstage ihrer Nichte auch drei junge Bräute in reichlicher Weise ausstatten wolle. Die Mädchen müssen im gleichen Alter mit Prinzessin Vätitia stehen, eine soll eine Französin, die zweite eine Italienerin, die dritte eine Engländerin sein. Die betreffenden jungen Damen haben keine andere Aufgabe, wenn sie der Wohlthat theilhaftig geworden, als jedes Jahr an ihrem Hochzeitstage in die Kirche zu gehen und ein Gebet für den Herzog von Aosta und seine Gemahlin zu sprechen. Selbstverständlich sind die Bewerberinnen sehr zahlreich, umso mehr, als auch Prinzessin Vätitia erklärte, sie wolle den betreffenden Mädchen je ein Hochzeitgeschenk machen.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wien. — Eine der glänzendsten Brautausstattungen, wobei ein immerer Luxus, gepaart mit feinstem Geschmack, entfaltete wurde, ist kürzlich aus den Ateliers eines großen Wiener Hauses (J. A. G. Spitzer)

hervorgegangen. Jedes einzelne Object dieses prachtvollen Troussau repräsentirte das Neueste und Eleganteste, was die Mode auf den Gebieten der Toilette und Wäsche erfunden. Die gegenwärtige Moderichtung kann somit durch nichts genauer und deutlicher bezeichnet werden, als durch eine Schilderung der hervorragendsten, bei diesem seltenen Brautstücke vertretenen Novitäten.

So wie bei modernen Damen-Kostümen Stoffe, Schnitte und allerlei kleine Toiletten-Zuthaten, — z. B. die vorn gekreuzten Fichus an den Taillen, — der Zeit Louis XVI. entnommen sind, darf bei den heutigen eleganten Wäsche-Ausstattungen die seidene Leibwäsche nicht fehlen, für welche ja bekanntlich Königin Marie Antoinette eine große Vorliebe gehegt hatte. Der in Frage stehende Troussau barg denn auch ebenso zahlreiche wie reizende Exemplare von mit Stickereien und kostbaren Valenciennes-Spizen reich geschmückten und mit toletten Schleifen und Colarden von schmalem Noiro-Band besetzten Hemden und Beinkleidern aus Foulard in theils blaß-rosa, theils blaß-himmelblauer oder Gröms-Farbe. Die überaus feinen Batisthemden hinwieder, sowie die denselben stets analogen Beinkleider zeigten große Abwechslung in ihrem durchweg höchst geschmackvollen Arrangement. Sie waren, erstere an Halsauschnitt und Ärmel, entweder mit feiner, sogenannter Margueriten-Stickerei, — in welcher diese lieblichen Blüten dicht an einander gereiht erschienen, — oder mit einfachen, von farbigen Bändern durchzogenen Säumchen geschmückt. Andere dieser Hemden- und Beinkleid-Garnituren, die kunstvoll in Halbbrände pliffirt, von Entro-deux aus echten Valenciennes anmuthig unterbrochen, mit den gleichen, köstlichen Spizen garnirt und mit graziosen Band-schleifen in blaß-rosa, blau oder crème Noiro besetzt waren, boten Gelegenheit, industrielle Schöpfungen zu bewundern, welche den höchsten Luxus veranschaulichten, der bei solchen intimen Bekleidungs-Objecten anzuwenden nur immer möglich ist. Ebenso kostbar wie die Tag-, waren die batistenen Nachthemden mit farbigen Noiro-Schleifen und Spizen (Valenciennes-) Jabots. Allerliebst, eine wahre Augenweide bietend, erschienen die zierlichen Röschchen und Frisirmäntel aus weißem Mull, besetzt mit blauen Pois und reichem blauen Bänderfchmuck. Auch die verschiedenen Planel-Garnituren, durchweg in sehr blaffen Farben gehalten, boten einen lieblichen Anblick; sie machten den wohlzigsten, behaglichsten Eindruck. Eine ganz außerordentliche Neuheit, freilich nur Wenigen zugänglich, sind jedoch die modernen Kostüm-Unterröde mit drei hohen Volants, deren jeder mit breiten, echten Point d'Irlande kostbarster Art garnirt ist!

Die Toiletten, welche alle, auch nur in Kürze, zu schildern, leider der Raum gebietet, brachten eine Fülle von bisher ungeesehenem, Neuem. Höchst vornehm und dabei von relativer Einfachheit war die Anordnung der Brautrobe aus milchweißem Poul de Soie, das Devant von weichem Gazestoff mit dichter, kunstreicher weißer Stickerei bedeckt, und die lange glatte Schleppe, rundum besetzt mit einer breiten, herrlich gewundenen Myrten-Quirlende. Noch besser gefiel uns eine andere weiße, sogenannte „Thee-Toilette“ für die ihre Gäste empfangende junge Hausfrau. Diese Robe, aus schwerer weißer Seide, endigte in einer langen Schleppe, die rundum eine schön gezeichnete Bordüre schmückte, welche mit weißen orientalischen, prächtig und dennoch milde schimmernden Perlen gefüllt erschien. Die vornehm geschnittene Taille trug analoges Schmuck. Den Gegensatz zu dieser weißen bot eine schwarze, nicht minder vornehme Thee-Toilette aus kostbarem Noiro-Stoff. Auch hier war die Schleppe mit einer Bordüre umfäumt, deren originelle Zeichnung eine Stickerei in schwarzen Jetperlen reizend wiedergab, während der Lüllrock, dicht mit Perlen besetzt, weithin glüherte und strahlte. Eine dritte, für gleiche Gelegenheiten bestimmte Toilette voll lieblichster Wirkung zeigte auf dem blaffen, moosgrünen oder blauen, — wie man es nehmen will, — Seidengrunde, aus welchem diese Robe (Prinzesskleid), ein wahres Rixen-Gewand, arrangirt war, gleichfalls um die Schleppe herum eine prächtvolle, sehr breite Stickerei in blühenden Silberfittern und ein ähnliches, picantes Arrangement der kleidbaren Taille sowie der Kermelchen. Besonders originell war eine wirkungsvolle Thee-Toilette aus Crêpe de Chine, in blaffer corallen-rother Farbe, mit langer Schleppe, die vorn ein reiches, grazios angeordnetes Jabot mit Knoten aus Noiro geschmückt zeigte und darüber ein prächtvolles, überaus kleidbares, vorn offenes Jacket aus kostbarem schwarzen Sammet.

Die Schilderung einer Reihe von Kostümen, Negligé- und Soirée- wie Diner-Toiletten, die sämmtlich diesem reichen Brautstücke angehört, behalten wir uns vor.



— Unseren jungen Damen, welche alle einen kleinen Anflug von Kolecterie besitzen, suchen stets nach Toiletten, die sich von dem Alltäglichen unterscheiden. Kein Wunder, daß die großen Modistinnen ihnen hierin entgegenkommen. So können wir von einem sehr hübschen Anzug berichten, der den Beifall aller unserer jugendlichen Besucherinnen erregt wird. Dieser Anzug besteht aus loutrebraunem Sammet, hamois Bengaline und beigefarbenen Tuchauflagen. Diese Zusammenstellung ist außerordentlich glücklich, besonders durch die Art, wie das Tuch verwendet worden. Dasselbe bildet den breiten Umliegtragen, die aufgelegten Streifen des Rockes und den kleinen Schoß, den ein Sammetgürtel mit Schlupfen befestigt. Die kurze, halbgeöffnete Taille verzieret ein Jabot aus languettirtem Seiden-Muffelin. Ein Sammetlah ergänzt beliebig den Ausschnitt; in diesem Falle fügt

man den Kermeln schmale Sammetstreifen an, die dann mit dem Tuch zusammen scheinbar eine Untertaille bilden.

— Für die Herbstpromenade ist der schwarze Spizehut die Kopfbedeckung aller eleganten Damen. Abgesehen von seiner Feinheit hat er auch den Vortheil, sehr kleidsam und stets am Platze zu sein. Dieses Jahr macht man die Spizehüte aus einer Chantilly-Imitation, die einige Ähnlichkeit mit der spanischen Spitze hat; die Blumen treten mehr hervor, als an den echten Chantillys, wodurch sie reicher und schwerer erscheint. Die Garnitur besteht in einer schwarzen oder farbigen Schleife, die eine Blume mit Sammetblättern hält.



— Besondere Aufmerksamkeit verdient ein Kostüm, welches zugleich Kleid und Mantel bildet. Zum Herbst und Winter wird dasselbe große Erfolge feiern. Der Stoff ist bunt gestreift, dunkelgrüner Wollen-Pelz; für den unteren Rock kann dieser beliebig glatt sein. Das Ueberkleid, dessen Rock der Taille angelegt ist, fassen Aufschläge aus quer genommenen Stoffe aus. Unsichtbare Haken und Desen besetzen das Mantelteil am Rücken, in der Taille und am Halsauschnitt, sodaß man es im Zimmer ablegen kann. Die Verzierung, welche die Haupttheile der Toilette hervorheben, bestehen entweder aus schrägen grünen Sammet oder aus einer grünen oder buntfarbenen Wollborte.



— Bei der außerordentlichen Fülle und Mannigfaltigkeit der Taschentücher kann es kaum Wunder nehmen, daß es hierin keine eigentliche Neuheit zu verzeichnen giebt. Indessen ist zu bemerken, daß ausgezackte Ränder und gestickte Blätterborten noch immer den Vorzug erhalten,

da diese Art von Taschentüchern, beliebig mit oder ohne Buchstaben, zu jeder Toilette paßt. Die punktirten Löcher sind für den Hausanzug berechnet, sowie die mit gestickten Einfäßen und doppelten Spizen-Volants sehr elegante Seidenroben begleiten.



— Für Knaben von sechs bis acht Jahren ist es sehr schwer, etwas Neues zu erfinden, weshalb wir uns glücklich schätzen, unseren Leserinnen einen eben vollendeten allerliebsten Anzug für das genannte Alter vorführen zu können. Der Anzug besteht aus hellbraunem Tuche und zeigt an der Jade zahlstrotze Aufschläge über einem Hemdchen von ceru-sarbenem Crepon. Ist die Jade auf den Seiten geschliffen, läßt das kurze Beinkleid eine schmale Crepon-Puffe am unteren Rande

sehen. Zu dem zierlichen Anzug gehört eine Mütze von gleichem Tuch mit rother Einfassung.



— Unsere Abbildung stellt eine Wand-Decoration in einem Jagdschloße des Waldes von Rambouillet dar. Von einem Grunde aus fahlotrohem Tuche hebt sich in einer Umrahmung alter Waffen ein stattlicher Hirsch ab. Die im Renaissance-Stile gehaltenen Jardiniere aus patinirter Bronze ist mit Heidekraut, Moos, Farn und anderen Waldgewächsen gefüllt. Möbel- und Fenstervorhänge des Pavillons sind hellgrün, letztere mit altrosa Seide gefüttert und mit kurzen Franzen aus rothen und grünen Pompons besetzt.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Orientalische Goldstickerei wird zur Zeit viel ohne Unterlagen auf Fries ausgeführt. Für diese bedeutend vereinfachte Arbeitsweise dient animalischer, dreifach genommener Goldfaden, den man nur ganz lose anzieht, wodurch die Stickerei sehr gefällig wirkt. Die Muster dieser zu Kissen, Lambrequins, Bordüren u. geeigneten Arbeiten sind, dem kräftigen Grundstoff entsprechend, in großen Zügen und im Charakter der orientalischen Stickereien gezeichnet. Sehr hübsch wirken in den Grund eingeflechtete Felder von absteckender Farbe. Der Stoff wird unterwärts fortgeschritten, sodaß das eingeflechtete Stück genau den auszufüllenden Raum einnimmt.

Zum besseren Halt der aneinanderstossenden Stoffränder, welche später durch die breiten Contouren der Stickerei gedeckt werden, sichert man solche Flächen durch eine rings etwa 1 Cent. breit über-



stehende Unterlage aus schwarzem Baumwollen-Gestric. Die für ein Rückentissen verwendbare Vorlage zeigt zu rothem Grundstoffe hübschere blaue Felder eingeseht. A. D.

Bei der zur Zeit herrschenden Vorliebe für Macramé-Arbeiten dürfte es unseren Leserinnen erwünscht sein, wenn wir sie an dieser Stelle auf einen kleinen, von Franzlein Helene Weidenmüller in Cassel erfundenen Apparat zur Herstellung von Macramé-Franzen, -Borten u. aufmerksam machen. Derselbe ist gleich dem mit Abb. 46-47 in der Nummer vom 17. Juni dargestellten sehr geschickt konstruirt, jedoch bedeutend kleiner als jener, und daher für größere Arbeiten kaum ausreichend. Beide Apparate gleichen sich insofern, als man auf ihnen die Einlagefäden fest spannen und das fertige Stück aufrollen kann. Der ersterwähnte, mittelst einer eisernen Schraube zu befestigende Apparat besteht in



einem nach gepolsterten, auf schräg aufsteigendem Holzgestell ruhenden Rissen von 25 Cent. Länge zu 20 Cent. Höhe. Links neben dem Rissen befindet sich eine von Eisenstäben gehaltene Walze, der in ganzer Länge eine schmale Messingleiste mit dichter Lösserreihe eingelassen ist. Letztere wiederholt sich am oberen Rande einer rechts vom Rissen befestigten Messingleiste, an welcher außerdem, wie längs der Vorderwand des Gestelles, kleine Messingfedern zur geordneten Befestigung der Knüpfäden angebracht sind. Beim Spannen der Einlagefäden werden diese zunächst je in einem der an der Rolle befindlichen Lösser festgehüpft, durch das entsprechende Loch der gegenüber liegenden Leiste gezogen und schließlich in der Feder unterhalb desselben befestigt. Zum Bilden von Picots, größeren Schlingen u. bedient man sich kleiner (1 1/2 Cent. langer), gabelförmiger Nadeln, die zu dem Apparate geliefert werden. Ist ein Stück in der Länge des Risses fertig gehüpft, so steckt man die etwa gebrauchten Nadeln ab, indem man die Arbeit emporhebt, zieht die Spannfäden unter den Federn hervor und rollt den vollendeten Theil auf die Walze, um dann die Einlagefäden aufs Neue zu spannen. A. D.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Ein Jagd-Diner.

Erbsuppe mit Schweine-Chr Recept 1340. Caviar. Austern.

- Gannelons mit Wild-Purée Recept 1341.
- Pastete von Rebhuhn Recept 1342 u. 1343.
- Gammelrüden mit Teltower Rüben.
- Sauerhohl mit gebakenen Austern.
- Karpfen, blau gekocht, mit Caviar-Sauce.
- Zander au four.
- Rehrüden, Salat, Compot.
- Stangen-Spargel.
- Morcheln.
- Gefrorenes von Pistazien. Römischer Punsch.
- Baumkuchen, Dessert, Butter und Käse.

Es zeichnet sich ein Jagd-Diner fast immer durch ein großes Menu und die Consistenz seiner Speisen aus: die Erbsuppe fehlt nie, ebensowenig Sauerhohl, Pasteten von wildem Geflügel, Wildbraten und Baumkuchen.

Recepte.

1340. Erbsuppe mit Schweine-Chr. Man macht zunächst ein gut gepökeltes Schweine-Chr in Wasser gar und schneidet es in feine, etwa zolllange Streifen, kocht einen Liter Erbsen mit Wurzelwerk weich, gießt sie ab, streicht sie durch ein Sieb, füllt auf die angegebene Menge zwei Liter gute Rinder-Vouillon, läßt die Suppe tüchtig durchkochen und gießt ein wenig fein pulverisirten Majoran, das geschnittene Schweinsohr und geröstete Semmel-Croutons hinein.

1341. Gannelons mit Wild-Purée. Von einem Hasen- oder einem Rehrüden löse man das Fleisch der Länge nach in einem Stück, schneide ein jedes der so erhaltenen Filets in schräge, etwa einen Finger dicke Scheiben und klopfe diese mit dem Messer flach. Von dem übrigen Wildfleisch bereite man eine Farce, der man, — die Hälfte von dem Gewicht des Fleisches, — an Lauspfed, den dritten Theil an gewaschenem, gut ausgedrücktem Weizbrod, zwei Eigelb, ein ganzes Ei, Salz, Pfeffer, wenn möglich Trüffel, — fein gewiegt, — oder Trüffelshalen und eine Messerspitze pulverisirten Thymian zusetzt; das Ganze wird fein geschabt, gewiegt und gestoßen durch ein Haarsieb gestrichen. Mit dieser Farce wird eine jede der Fleischscheiben fingerdicke bestrichen, zu einer kleinen Düte gedreht, die an einem Ende spitz, an dem anderen offen und mit dünnen Holzadeln, — die man sich zuvor schnitt, — zusammen gesteckt ist. In eine Pfanne mit zerlassener Butter gelegt, läßt man diese Gannelons 1/2 Stunde dämpfen, und gießt, sollte der Saft zu kurz werden, ein wenig Brühe hinzu, um sie saftig zu erhalten. Beim Anrichten auf einer runden, mit einem Zeigrand verzierten Schüssel, zieht man die Holzadeln heraus, legt die kleinen Düten mit der spizen Seite nach innen, der offenen nach außen und steckt in diese abwechselnd einen Krebschwanz oder eine Trüffelscheibe, schichtet sie pyramidenförmig auf, bestricht sie mit etwas zerlassener Glace und füllt rings herum eine Trüffel-Sauce. Die den Schüsselrand umgebende Rubel-Vordüre bereitet man von vier Eiern, die mit so viel Mehl gemengt werden, daß die Masse einen festen Teig ergibt, der, messerrüdenartig ausgerollt, in einen zollhohen Streifen geschnitten, mittelst eines feinen Ausstechers geschmackvoll ausgekocht und zum Trocknen auf die mit ein wenig Eigelb bestrichene Schüssel gesetzt wird. Ist bedient man sich beim Serviren derartiger feiner Entrees, Ragouts u. auch silberner Ränder oder eben solcher flacher Casserolen.

1342. Pastete von Rebhuhn. Das Brustfleisch von vier Rebhühnern löst man vom Knochen, zieht die Haut ab und schneidet eine jede Hälfte, je nach der Größe, in zwei bis drei Scheiben, spickt diese und schneidet sie in einigen Minuten in zerlassener Butter frei. Das Fleisch der Keulen bratet man ebenfalls saftig gar, löst es von den Knochen und Sehnen, stößt es mit 1/2 Kilo gut ausgekochtem Kalbfleisch im Mörser fein, vermischt es mit 1/2 so viel Parade, 1/2 so viel Butter als die Fleischmenge beträgt, gießt Pfeffer, Salz und fein gehakte Trüffelshalen dazu und streicht es durch ein Haarsieb. Weiter bereitet man einen Dreißerteig von 1/2 Kilo Mehl, 125 Gr. Butter, vier Eigelb, einem mittelgroßen Löffel Wasser und etwas Salz. Das Mehl wird auf ein Brett oder einen Backblech gestreut, in die Mitte eine Vertiefung gemacht, in diese die Butter, zu kleinen Stücken zerflüßt, Salz, Eier und Wasser gethan. Indem man nun diese Bestandtheile nach und nach durch einander rührt, knetet man die Masse bis sie einen glatten Teig bildet, der, mit einem Tuche bedeckt, bis zu weiterer Verarbeitung mindestens 1/2 Stunde ruhen muß. Dann rollt man ihn etwa halbfingerdicke aus und schneidet daraus eine runde Platte von der Größe, welche man für die Pastete geeignet findet. Den übrigen Teig knetet man zusammen, rollt ihn abermals halb fingerdicke und schneidet ihn zu einem etwa 10 Cent. breiten und so langem Streifen, als der Umfang des bereits hergestellten Bodens beträgt. Dieser, auf ein Butterpapier gelegt, wird rings herum mit gequirtem Eigelb bestrichen, der für den Rand bestimmte Streifen vorsichtig darauf gestellt, mit den Fingern fest angebrückt, auch die beiden Enden sorgfältig über einander gelegt und zusammen gepreßt, damit sich weder der Schluß noch eine stärkere Stelle bemerkbar macht. Diesen so erhaltenen Pasteten-Topf kann man nun beliebig mit dem knet-eisen bunt kniffen oder ihn mit, — vom Rest des Teiges, — ausgekochten Blättern, Rosetten u., die ringsum außen aufgelegt

und mit Eigelb angebrückt werden, verzieren. Die ganze mit Eigelb bestrichene Form aber umgiebt man mit einigen gebutterten Papierstreifen und bindet diese mit Bindfaden fest. In den leeren Innenraum füllt man Erbsen, backt die Form blind im Ofen so lange, bis sie fest geworden ist, ohne sich zu färben. Ist dies geschehen, so nimmt man die Erbsen heraus, streicht auf den Boden die Farce 1 1/2 Finger dick, arrangirt darauf die Brustscheiben der Rebhühner, giebt geschnittene oder auch ganze, geschälte und in Rothwein gar gemachte Trüffel dazu, und fährt so abwechselnd fort, bis die Pastete einen Finger breit unter dem oberen Rand gefüllt ist. Mit Speckscheiben bedekt, wird sie abermals in den Ofen gehoben, und in 1 Stunde zu schöner brauner Farbe gebacken. Beim Anrichten werden die Papierbänder gelöst, die Speckscheiben und das oben angehaumelte Fett entfernt, etwas „Jumet-Sauce“ übergegossen, der übrige Theil derselben in einer Saucière apart präsentirt und die Pastete warm auf die Tafel gegeben.

1343. Jumet-Sauce. Man kocht zu dieser Sauce den Fleisch-Abfall und die Knochen der Rebhühner mit einem Glase Rothwein und ein wenig Vouillon kurz ein, sodas sich ein brauner Syrup an den Boden der Casserole zu sehen scheint, den man so vorsichtig sein muß, nicht anbrennen zu lassen. Ist der Fond ganz kurz geworden, so gießt man Fleischbrühe aus, thut eine Zwiebel, ein Lorbeerblatt, etwas Petersilie, Thymian oder Basilicum hinzu, läßt die Brühe 1 1/2-2 Stunden tüchtig kochen, gießt sie durch ein Tuch, entfettet sie und läßt sie auf die Hälfte einkochen. Mit einem Löffel Braunmehl feimig gemacht, bekommt sie zuletzt den Zusatz von einem Glase Madeira und wird beim Anrichten mit etwas Glace verrührt. E. R.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Rußbaum-Möbel blank zu reiben. — Wie kann man „ausgeschlagene“ Rußbaum-Möbel wieder blank reiben, ohne sie aufzupoliren?

Gras zwischen Pflastersteinen auszurollen. — Wie kann man das zwischen Pflastersteinen wuchernde Gras gänzlich ausrollen. Das Ausjäten ist erfolglos und sehr beschwerlich. J. v. C.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Ladleder (152). — Ein sehr gutes Mittel gegen das Brüchigwerden des Leders besteht in dem neuerdings aus Schaafwolle hergestellten, gereinigten Lanolin, das mit einem Löffchen aufgetragen wird. Auch gelbes Vaseline, in derselben Weise angewendet, und Einreiben mit erdärtem Nicinöl sind zu empfehlen. Die genannten Fette ziehen schon nach einigen Minuten ein und brauchen nur ein- bis zweimal in der Woche aufgetragen zu werden, da sie das Schuhwerk mehrere Tage lang geschmeidig erhalten. Sehr oft wird Fischthran und Leinöl zur Einreibung benutzt; diese Mittel sind aber weniger anzurathen, weil das Leder nur kurze Zeit davon durchtränkt bleibt und dann wieder hart und brüchig wird. Von großem Nachtheil für das Ladleder ist die Einwirkung von Sonne und Wärme; der Lack springt ab und der Glanz verschwindet. Deshalb sollte das Schuhwerk immer im Dunkeln stehen, was auch auf die Haltbarkeit des Gummizuges einen günstigen Einfluß übt. Um seine Lederhüfte glänzend und weich zu erhalten, möge man sie zuweilen mit Eiweiß bestrichen oder mit einer Speckschwarte abreiben.

Mathilde K. in Bingen.

E. v. R. — „Madame Theresie Cabarrus“ war die Tochter des spanischen Ministers Grafen Cabarrus. Sie wurde am 31. Juli 1773 in Saragossa geboren und gegen ihren Willen mit dem Parlamentsrath de Fontenay vermählt, dem sie nach Paris folgte, wo sie sich als eifrige Anhängerin der Revolution bewies und 1793 von ihrem Gemahl scheiden ließ. In Verbannt lernte sie den Revolutionären Tallien kennen, der sie aus dem Gefängnis befreite, als sie zur Zeit der Schwendendebatte inhaftirt worden war. Sie beiratete Tallien, doch wurde die Ehe wieder getrennt, als der ehemalige Volkstribun sich auf die Seite des Generals Bonaparte schlug. Die schöne Theresie nahm nun ihren Mädchennamen wieder an, bis sie sich 1805 zum dritten Male — mit dem Fürsten Chimay — vermählte. Sie starb am 15. Januar 1835 in Vellefel.

A. B. — Wenden Sie sich an die Directionen der Theater ohne Angabe eines Namens auf der Adresse. — Was eine Zeichnerin, welche die Zeichnung der Seite bereinigt in Berlin besucht hat, in Deutschland verdienen kann, ist in dieser Allgemeinheit schwer zu beantworten. Es kommt Alles auf die Leistungen der betreffenden Dame, sowie auf das spezielle Fach an, in welchem sie sich ausgebildet hat.

E. M. — Leider nicht verwendbar.

Verzugsquellen: Orientalische Goldstickereien: Seite 168, Stiebel und Schmidt, Berlin W., Friedrichstr. 78. — Apparat zur Herstellung von Macramé-Franzen u. s. w., Seite 168; Helene Weidenmüller, Cassel, Ortsanstr. 13, und E. Heine, Berlin W., Friedrichstr. 189.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

In nächsten Quartale der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ werden u. A. folgende werthvolle Beiträge zur Veröffentlichung gelangen: „Die Last des Goldes“, Novelle von Balduin Groller; „Römische Geschichten“ von Richard Voß; „Ein Inseltag“, Novelle von E. Merck; „Weißes Haar“ von Helene Pichler; „Die Visite“ von Marie von Ebner-Eschenbach; „Ansterblickheit“ von H. Villinger; „Die Rose“ von E. Biller; „Unter dem Niagara-Kalle“ von Doris Frein von Spaettgen; „Selbstherrlich“ von Alfred Friedmann; „Hoher Besuch“ von A. von Gersdorff; „Wie einst im Mai“ von J. Boy-Ed; „Vom Rheingau“ von A. Baron von Roberts; „Entdeckt“ von D. Duncker; „Die Rechte der Frauen“ von Marie Kirschner; „Die Musen im Hause Neu-Wied“ von Julius W. Braun; „Eine ästhetische Streitfrage“ von Gerhard von Amyntor; „Kindermoden“ von Eufemia Gräfin Ballestrem; „Training“ von Ottomar Beta und weitere Erzählungen, Skizzen und Feuilletons von F. Meister, Claus Soest, F. Ch. B. Avé-Lallement, E. von Wald-Jedtwig, G. Böttcher, Hanns von Spielberg, Gabriele von Lieres, Ernst Otto Hopp, Julius Weil, Gustav Karpeles, Jenny Hirsch, Jakob von Falke, Marg Haushofer, E. Vely, Elise Polko, Heinrich Seidel, Helene von Goeckendorff-Grabowski, Emma Laddey, Clarissa Lohde, Wolfgang Kirchbach, F. von Jobeltig u. A.